.germ. 2054 c

P. o. germ. 2054 c

Freikugeln.

Prosaische und poetische Schüsse

in

Erzählungen, Novellen und Gedichten

von

Dr. Georg Doering.

Kassel, 1824.
Verlag von J. J. Bohné.

Doering
Freikugeln

23 BSchr

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

		Seite.
1.	Die blühende Aloe.	1
2.	Das Glück des Herzens. Glosse.	15
3.	Sprüche.	18
4.	Zaubermord. Novelle.	19
5.	Rosen und Dornen.	40
6.	Naturandacht.	41
7.	Lebensbilder.	43
8.	Die doppelt Vermälte. Erzählung.	45
9.	Glosse. (Soll ich das Geschick ꝛc.)	83
10.	Der Schlaf eines Kindes.	86
11.	Die Welt im Auge.	88
12.	Die Rache lebt. Erzählung.	89
13.	Blumen. Ein Sonnettenkranz.	108
14.	Die zwei Weihnachten. Erzählung.	118
15.	Trennung. Ein Triolettenkranz.	131
16.	Sandmanns-Lied.	134
17.	Sonnenuntergang.	135
18.	Die Blume von Ontamore, oder der Schutzgeist. Geschichte und Mährchen.	136

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die blühende Aloe.

Hofgärtner Heimbrand zog in seinen Gewächshäusern gar manche schöne und seltene Blüthe, die ihm, der mit Leidenschaft seine Kunst trieb, große Freude machte; aber die reizendste Blume in seinem Bezirke war in seinem holden Bruderskinde, dem siebenzehnjährigen Röschen, emporgewachsen. Seitdem dieses liebliche Wesen in das jungfräuliche Alter eingetreten war, und, mit sittsam auf ihre Arbeit geheftetem Blicke, das Fenster der Heimbrand'schen Wohnung schmückte, wurde das Kunstkabinet des Hofgärtners, wie dieser sein Treibhaus nannte, mit einem weit zahlreichern Besuche junger und alter Herren vom Hofe und aus der Stadt beschenkt, als früherhin. Aber der listige Alte bemerkte wohl, daß gar mancher Blick nur leicht über die seltene Blüthe des asiatischen Pisang und über die herrlichsten, künstlich er-

zielten Gewächse beider Zonen hinweg gleitete, um sich an dem Fenster, wo Röschen saß, wie die Mücke in der Dionala muscipula, der Venusfliegenfalle, zu verfangen. Um sich nun den oft überlästigen Besuch vom Halse zu schaffen, und die Herren, welche seine edle Kunst zum Deckmantel ihrer Lüsternheit gemacht, zu bestrafen, verpflanzte der Hofgärtner die liebliche Nichte an ein andres Fenster, das die Aussicht in den Hof hatte; und dem Ersten, der nun über den Pisang hinaus nach dem holden Röschen sich umschaute, grinste das häßliche, mit Rubinen der ersten Röthe hinreichend besetzte Antlitz der alten Haushälterin Gertrud, welche ihr Spinnrad jetzt an dem Fenster betrieb, höchst abschreckend entgegen. Da verschwanden mit einemmale die Freunde der schönen Pflanzenwelt und der alte Heimbrand lachte ins Fäustchen über die wohlgelungene List, welche ihm die ungebetenen Gäste und dem unschuldigen Röschen die Versucher mit Brille und ohne Brille vor den Augen weggebracht hatte.

Röschen war die Tochter von des Hofgärtners jüngerm Bruder. Die Mutter des Mädchens verhauchte ihr Leben, als sie dem Kinde das seinige gab,

und der Vater versank in Schwermuth über den Tod des blühenden heißgeliebten Weibes. Seine geistige Kraft war gelähmt, er vernachläßigte sein Handlungsgeschäft, und als er nach zwei Jahren in einige bedeutende Bankrotte verwickelt wurde, mußte auch er sehen, wie heißhungerige Gläubiger die Reste seines Vermögens unter sich theilten. Da erweckte das gekränkte Ehrgefühl in ihm auf's Neue den Funken des schlummernden Geistes, er ermannte sich und übergab dem ältern Bruder die Pflege seines einzigen Kindes, indem er sich mit dem Schwure entfernte, sein durch das Schicksal gebrandmarktes Angedenken in seiner Vaterstadt erlöschen zu lassen. Nie hatte man seit jener Zeit wieder etwas von ihm gehört, und das Kind war unter des erfahrnen Oheims sorgfältiger Pflege, von der viel versprechenden Knospe zum lieblichen Röschen geworden, das, wie uns bereits bekannt ist, auf die elegante Herrenwelt der Residenz seine Atractionskraft erstreckte.

Unter Röschens Verehrern waren drei, die sich nicht durch das flüchtige Manöver des Hofgärtners abfertigen ließen, sondern bei ernstlich gehegten Absichten es für gut fanden, dem alten Heimbrand fortwährend in seinem Gewächshause die Cour zu

machen. Freilich starrte noch immer das schnöde Antlitz der häßlichen Gertrud vom Fenster herab, und verzog sich zur widrigen Frazze, wenn die Freundlichkeit über die Artigkeit der grüßenden vornehmen Herren zu Tage trat; allein zweien von diesen eifrigen Botanik-Tartüffen war es mehr um den Besitz der reichen Hinterlassenschaft des fast siebenzigjährigen Hofgärtners, dessen bestimmte Erbin die Nichte war, zu thun, als um den Anblick der lieblichen Jungfrau, und der dritte — ei nun! für den fand das gute Röschen schon dann und wann einen Augenblick, um sich ihm während seines Besuches, an einem Seitenfenster, sichtbar zu machen.

Die zwei Ersten waren der Armeeliferant Luchs und der Leibchirurgus Brandhahn. Beide waren Männer von gesetztem Alter und beträchtlicher Corpulenz; der Erste hatte in seinem Geschäft viel gewonnen, stand aber in dem bösen Rufe, daß die Armee um so mehr dabei verloren habe; der Zweite war dem holden Röschen in dem Tod zuwider, weil er ihr ein Mal einen skelettirten Frosch zum Namenstagsgebinde übersendete. Mit dem Dritten aber war es ein anderes Ding. Der Regierungssecretär Friedau mochte kaum fünf und

zwanzig Jahre zählen, und hatte die schönsten blauen Augen, die je aus ein Paar blühender Wangen hervorglänzten, so schmachtend stets gegen Röschen aufgeschlagen, wenn er sie gegrüßt, daß er sich, ohne weitere Diebskünste, in der Jungfrau Herz gestohlen, ehe es ihm und ihr selbst klar bewußt. Auch schien ihm der alte Heimbrand zugeneigt, der in dem jungen Manne viel wahre Liebe zu seiner Pflanzenwelt zu finden vermeinte; er sah aber nur die Maske, von der wahren Liebe zu Röschen, so täuschend dargestellt.

Es traf sich seltsam, daß Röschens drei Bewerber sich gerade an einem und demselben Tage, aber zu verschiedenen Stunden, bei dem Hofgärtner einfanden, um das artige Blümchen aus dem englischen Park des freien Mädchenlebens zur Versetzung in den häuslichen Garten des Ehestandes zu verlangen. Der Alte lächelte bei jegligem Gesuch, und beschied die drei Ehelustigen nach drei Tagen wieder zur Antwort. Dann offenbarte er mit schlauer, fast höhnischer Miene einem Jedem ins Besondere: wie er nicht gesonnen sey, seine reiche und schöne Nichte so geringen Preises fort zu geben, und daß nur derjenige das blühende Röschen pflücken werde, der

ihm an seinem nahen Geburtstage — eine blühende Aloe zum Geschenk mache. Dieses sey sein unumstößlicher Wille.

Der Armeeliferant Luchs fuhr bei Anhörung dieser seltsamen Bedingung ungestüm auf und meinte: ob sein gespickter Geldsack nicht hundertmal mehr werth sey, als so eine lumpichte Aloe, die ihm heute noch weit bitterer vorkomme, als wenn er sie zum Magenreizmittel im Likör sich in der Apothecke verabreichen lasse? Der Alte aber blieb bei seinem Sinne. Der Leibchirurgus Brandhahn entgegnete: er schätze die Aloe ungemein als wunderthätiges Arkanum, allein es sey ihm sehr wohl bekannt, daß diese Pflanze in Europa höchst selten sey, und überdem alle hundert Jahre ihre Blüthe entfalten solle; deshalb möge der Herr Hofgärtner diese fatale Condition erlassen! Der aber lächelte sonderbar und sprach: der wahrhaften und reinen Liebe würde es wohl gelingen, auch die blühende Aloe aufzufinden.

Der Regierungssecretär Friedau war der einzige, der mit stummen Erglühen des Alten Rede anhörte, sich verbeugte und, indem er eine Thräne im Auge zerdrückte, das Zimmer verließ. Heimbrand aber

sah ihm gerührt nach und sagte zu sich selbst: der findet die blühende Aloe, da wollt ich drauf wetten!

Aber am folgenden Tage glaubten die drei Freier ins Gesammt, sie hätten die blühende Aloe gefunden, denn einem jeglichen von ihnen stieß, gleichsam wie durch Zufall, Mr. John, der Kammerdiener des Sir Bleakheed, eines reichen, seit ungefähr zwei Jahren nahe bei der Residenz auf dem Lande wohnenden Engländers, in der Straße auf und erzählte, daß in den Treibhäusern seines Herrn nächstens eine Aloe das seltene Schauspiel ihrer Blüthenentfaltung geben würde; und da traf es sich dann gerade wieder durch Zufall höchst seltsam, daß die Natur dieses Schauspiel dem Geburtstage des alten Hofgärtners zu Ehren bestimmt hatte. Ein jeder von den Dreien ersuchte übrigens den Mr. John höflichst, sich aus gewissen, vor der Hand noch unbekannten Gründen, gegen Niemanden etwas von der Sache verlauten zu lassen. Der Armeeliferant, gewohnt vor der Allmacht des Goldes jedes Hinderniß schwinden zu sehen, schrieb dem Engländer ein kurzes Billet, worin er ihm erklärte: er habe Lust, die Aloe zu kaufen und der Sir möge nur den Preis bestimmen; der Leibchirurgus erbot sich in gewählten Zeilen zu einem Tausch: er wolle nämlich das höchst

köstliche Präparat einer jungen ungebornen Hiäne gegen die Aloe setzen, auch noch einige Mammuthsknochen, Wallfischkinnbacken und sonstige Kleinigkeiten in den Kauf geben; Friedau sprach in einem glühenden Briefe von seiner Liebe, von dem einzigen Preise, für den das Glück seines Lebens feil sey, und pochte stark auf die bekannte Großmuth des edlen Inselvolkes. Allen Dreien aber ward ein höchst lakonisches Nein zur Antwort.

Luchs wüthete und schwur Rache, Brandhahn schlug an diesem Tage einer Patientin zwei Adern durch und durch, und der Regierungssecretär erhielt scharfe Verweise vom Präsidenten wegen Unachtsamkeit beim Protokoll. Von Röschen war nichts zu sehen und zu hören, die Herren mochten noch so oft bei der Hofgärtnerei vorbei traben.

Alle Versuche, welche von den drei Parteien bei dem alten Heimbrand wiederholt in der Güte gemacht wurden, blieben ohne Erfolg, und die Freier wurden nochmals von dem Hofgärtner auf seine seltsame Grille verwiesen. Da erkeimten im tief Innersten der Luchs'schen und Brandhahn'schen Gemüther schwarze Plane, und in Beiden erhob sich der kühne Gedanke, das goldene Flies des bittern hundertjährigen Ge-

wächses mit List an sich zu bringen. Sie umschlichen jetzt zum Öftern, ohne daß der Zufall einen den andern gewahren ließ, des Engländers Landgut und erspäheten die Gelegenheit, wie man dem Gewächshause am besten beikommen könne. Friedau dagegen versank, je näher der gefürchtete Tag kam, an dem das Glück seiner Liebe unwiederbringlich verloren gehen sollte, in tiefe Schwermuth, und ward oft halbe Tage und Nächte lang von seiner innern Unruhe im Felde umhergetrieben.

So traf es sich, daß er in der Nacht vor dem verhängnißvollen Geburtstage sich pötzlich, ohne daß er darauf geachtet, vor dem Landhause des Sir Bleakheed befand. Da erwachte in ihm mit aller Macht die Sehnsucht nach der Blüthe, die in sein Leben die schönere Blüthe weben könne und ihm so grausam versagt sey. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, er verbarg das weinende Antlitz in seine Hände. Da klopfte ihm plötzlich jemand auf die Schulter, er blickte um sich und erkannte im matten Mondlichte einen großen finstern Mann, den er schon öfters auf seinen Spaziergängen gesehen und am heutigen Abend, als er aus dem Stadtthor gegangen auf den Schritten ihm folgend, und ihn

scharf beobachtend, bemerkt hatte. Der Fremde redete ihn mit mildem Tone an, fragte nach dem Grund seines Kummers, und forschte überhaupt so zart und theilnehmend nach seinen Verhältnissen, daß Friedau von einem innern Drange zum rücksichtlosen Zutrauen getrieben, ihm Alles entdeckte. „Ihnen ist leicht zu helfen," entgegnete der Fremde, „Vertrauen verdient Beistand; ich will ihr Retter seyn." Friedau blickte ihn groß an, jener aber fuhr fort: „ich bin der Gärtner des Engländers, wir sind in Zwiespalt gerathen und morgen gehe ich aus dem Dienst. Da könnte ich denn nun wohl der Begründer Ihres Glückes werden, wenn ich Ihnen das Gewächshaus öffnete, und die Aloe, die bis morgen Abend empor schießt, und ihre Blüthe öffnet, in die Hände spielte. Eine gute Belohnung hätte ich auch wohl von Ihnen zu erwarten." — Friedau unterbrach ihn heftig, erklärte ihn für einen Schurken, der ihn unter der Maske der Redlichkeit getäuscht, und wollte sich schleunigst entfernen; allein der Fremde hielt ihn zurück und sprach: „Nun dann, braver junger Mann, so kann vielleicht die blühende Aloe auf eine andere Weise erlangt werden. Sir Bleakheed ist wohl nicht so unerbittlich; begleiten

Sie mich zu ihm!" Der Regierungssecretär folgte mechanisch seinem Führer.

Während diese Szene auf der einen Seite des Gartens sich ereignete, trug sich auf der entgegengesetzten eine andere der komischsten Gattung zu. Diebischen Gelüstes voll, schlich an den umringenden Eisengittern, unter dem Schleier der Nacht, der Armeeliferant Luchs umher, uud erspähete eine Stelle, wo er ohne großes Risico übersteigen könne. Endlich glaubte er, diese gefunden zu haben, aber, o weh! als er oben war und eben den Sprung, der ihn ins Innere des Heiligthums tragen sollte, gewagt hatte, da hielten die neidischen Eisenspitzen ihn am Mantel fest, so daß er, zwischen Himmel und Erde schwebend, weder vor noch rückwärts konnte. Zugleich erhob sich ein Gekreisch in der Nähe, Bediente mit Fakeln sprangen herbei, Mr. John an der Spitze. Luchs war in der Hölle. Da hörte er plötzlich das schallende Gelächter der Menge, welche in dem Leibchirurgus Brandhahn, den der Hofhund wüthend am Bein festgepackt, den Schreienden gefunden. Auch ihn hatte die Lust, lange Finger nach der Aloe zu machen, herbeigeführt. Luchs freute sich, ohngeachtet seiner eigenen mißlichen

Lage, über den Unstern des Nebenbuhlers; aber sein stiller Jubel war von kurzer Dauer! Mr. John selbst entdeckte ihn und war grausam genug, den Wohlbekannten dem Hohne der Dienerschaft Preis zu geben, die ihn endlich, nachdem er einige Goldstücke unter sie geworfen, von seinem Belvedere herabholte. John aber kündigte Beiden an, daß er sie zu seinem Herrn führen müsse.

Friedau war unterdessen mit seinem Führer zu einem Pavillon gelangt, in welchen ihn dieser einzutreten nöthigte. Wie erstaunte er, als ihm in dem reich verzierten herrlichen Salon der Hofgärtner Heimbrand mit der schönen Nichte entgegen kam. Verwirrt blickte er den Fremden an, dieser aber schloß ihn in die Arme, und sprach gerührt: „Komm an mein Herz, mein Sohn! Ja, so nenne ich dich, denn nur du verdienst meine Tochter, dein geliebtes Röschen.“ Da klärte sich mit einem Male in wenigen Worten Alles auf: Der Fremde war Sir Bleakheed, und Sir Bleakheed Heimbrands vor langen Jahren in die weite Welt gegangener Bruder. In Indien hatte er bei einem reichen englischen Pflanzer gelebt, der, als er kinderlos starb, ihn zum Erben seines ungeheuren Vermögens

und seines Namens eingesetzt hatte. So vom Glücke begünstigt, kam er in die Nähe seiner Vaterstadt zurück und offenbarte sich nur dem klugen Bruder, bei dem er das zurückgelassene Kind als hold erblühte Jungfrau wiederfand; aber noch beschloß er das Incognito zu wahren. Da fanden sich die drei Freier; die Bedingung mit der blühenden Aloe wurde zum Scherz und zur Prüfung erfunden, und Mr. John mußte den Liebhabern das Märchen von der nahen Wunderblüthe im Garten seines Herrn aufhängen.

Friedau war in dieser Zeit bei allen Erkundigungen und durch sein eigenes edles Betragen bewährt gefunden worden, und da ihm Röschen selbst recht herzlich gut war, so vereinigte der Vater die beiden glücklichen in der Stunde, die den jungen Mann so unerwartet zu der Geliebten führte.

Eine Nebenthür öffnete sich; Luchs und Brandhahn traten in Mr. Johns Begleitung herein. Der Engländer lachte und rief ihnen zu: „Seyn Sie mir willkommen, meine Herren! Sie wünschten die blühende Aloe zu sehen, hier ist sie, meine Tochter. Eine andere kann ich Ihnen nicht zeigen, aber ich bin fest der Meinung, daß solche Blüthen in der

Mädchenwelt eben so selten sind, als die der Aloe in der Pflanzenwelt. Allein diese Blüthe ist bereits versagt, in Herrn Friedau sehen Sie den neuen Eigenthümer." Der Armeeliferant murmelte einen Fluch, der Leibchirurgus biß sich auf die Lippen, der Hofgärtner aber rieb sich mit feinem Lächeln die Hände und rief froh aus: „Hab' ich es nicht gesagt, der würde die blühende Aloe finden! Nun er hat sie gefunden und noch dazu die reinste, edelste, die Aloe succotrina."

Das Glück des Herzens.

Glosse.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz bekommt das Sein',
Wenn es nur emsig sucht.

Tieck.

Wo du dein Hüttchen auch gefunden,
Es grüßt ein blaues Auge dich;
Vertrauend fühlst du dich gebunden,
Denn Herz und Geist erheitern sich.
Das Auge sendet tausend Strahlen
Und gibt den Segen ihnen ein;
Die Thränen, die sich aus ihm stahlen,
Sie werden meist auch segnend seyn.
Drückt dich ein Kummer dieser Erden,
So blickst du zu dem Auge auf,
Du fühlst: es wird bald anders werden,
Das Auge lenket deinen Lauf.
Und Allen, die hier unten streiten,
Ist dieser Gottestrost gemein:
Drum lasse Hoffnung stets dich leiten,
So weit dich schließt der Himmel ein.

Und in des Auges Strahlenschimmer
Ist eine süße Frucht gedieh'n.
Du lebest, selbst im Leben nimmer,
Wird dir nicht, was sie birgt, verlieh'n.
Hast du das Innerste genossen,
So hebt dich's über Zeit und Welt,
Ein höhres Daseyn ist entsprossen,
Vor dem Gemeines niederfällt.
Es ist der Gottheit ird'sches Zeichen,
Das dich begeistert und belebt,
Sie will dir geistig Hülfe reichen,
Damit sie dich zu sich erhebt:
Wer aus unschuldigem Gemüthe
Des Lebens Deutung sucht,
Dem reift im Dufte holder Blüthe,
Geräth der Liebe Frucht.

Ein Fleckchen ist im tiefsten Grunde
Des Menschenwesens auserwählt;
Wir geben selber von ihm Kunde,
Wie sich's dem Geiste anvermählt.
Das Fleckchen fühlt in zarten Bildern
Des Erdenwirkens rauhe Form,
Was unsrer höhnt, vermag's zu mildern,
Ein jeder gibt ihm selbst die Norm.

Der Liebe Glück, der Sehnsucht Thränen,
Des Mitleids Ruf sind dort bekannt,
Es kann wohl irren, kann auch wähnen,
Doch ist's dem Göttlichen verwandt.
Oft möcht es jene Frucht erstreben
Und ahnt: das Schicksal sage nein;
Allein die Frucht hat Gott gegeben
Und jedes Herz bekommt das Sein'.

Hast du des Auges Sinn verstanden,
Den Sinn, der glänzend in ihm lebt,
Hat er in tausend Strahlenbanden
Die Kraft des Geistes dir umwebt;
Ward dir die Götterfrucht zu Theile,
In jenes Auges Gluth gereift,
Die hier der Mensch auf kurze Weile,
Allein für ewig dort ergreift;
Ist dir das Fleckchen eingewoben,
Der Wonne und des Leidens Quell,
Ein Samenkorn vom ew'gen Oben,
Ein Geistesauge trüb und hell:
Dann juble laut! Du durftest siegen
Ob Leid, ob Lebensflucht;
Den Himmel hat das Herz erstiegen,
Wenn es nur emsig sucht.

Sprüche.

Ist dir die Freudensonne aufgezogen,
Vergiß der Wolken, die verflogen.

Wofür sich gleich kein Mittel beut,
Das heilt die Zeit;
Und geht noch etwas daran ab,
So nimmt's das Grab.

Wird dir zu eng' die arme Welt,
Blick' nur hinauf an's Himmelszelt.

Ein Spiegel liegt im Herzensgrund',
Der zeigt dir jede Lebensstund',
Gar Mancher möcht' ihn gerne missen:
Der Spiegel nennt sich das Gewissen.

Scheint eine Sach' dir schlecht gethan,
So fang' nur wieder von vornen an,
Denn das viele Verbessern und Flicken
Möchte die Sache noch ganz zerstücken.

Zaubermord.

Romantische Novelle.

I.

Unmuthig stieg Eugenio in den bereit stehenden Reisewagen; noch einen Kuß warf er hinauf zum Fenster, aus dem eine weiß gekleidete Gestalt ihm ein freundliches Lebewohl zurief; der Postillon schmetterte ein munteres Reisestückchen in den frischen Morgen, der ihn mit den tausend Zungen seiner gefiederten Waldsänger accompagnirte, und rasch trabten die vier rüstigen Füchse den Schloßberg hinab.

In einem seltsamen Sturme wechselnder Gefühle verließ Eugenio das Landgut des Marchese Circhelli. Die schöne Tochter des Hauses hatte durch das Band der Verlobung ihr Herz an das seinige geknüpft, in dem Besitze der heißgeliebten Florentine waren endlich seine heiligsten Wünsche gekrönt, und — noch wenige Wochen — so sollte der Segen der Kirche auch zugleich der seines häuslichen Glücks werden. Da starb plötzlich Eugenio's Oheim, der

seit dem Tode seines Bruders die reiche Hinterlassenschaft für den Neffen verwaltete. Die Nachricht von diesem Ereignisse kam dem jungen Manne um so unangenehmer, indem der Oheim, so eben im Begriff gewesen, dem Mündigen das väterliche Vermögen zu übergeben. Nun traten allerlei Weitläuftigkeiten ein, welche gerade in der Blüthenzeit seines Liebesglückes die Anwesenheit des Eugenio in der Hauptstadt verlangten. Der Marchese und die holde Braut sahen die Nothwendigkeit der Entfernung selbst ein, und drangen auf schnelle Abreise und um so baldigere Wiederkunft. Am Abende vor dem Tage der Trennung, als die Liebenden einige Momente traulicher Herzensergießung feierten, entdeckte Florentine dem theuren Freunde ihrer Seele: wie doch so trübe Ahnungen Tages über sie plagten und in nächtlichen Träumen schwarze Gefährten fänden, welche beide dahin deuteten, daß sie den Geliebten nie wiedersehen, daß sie noch vor der Hochzeit hinab in die dunkle Gruft steigen werde, in der schon so manches glühende Herz erkaltet, schon so manche heiße Leidenschaft eingegangen sey zum ewigen Schlummer. Welche Mühe sie sich auch gäbe, mit welcher Festigkeit sie auch wolle, so könne

sie dennoch von dem Gedanken des Todes sich nicht losmachen!

Eugenio haßte von jeher recht innig jeden Glauben an die Einwirkung unbekannter Mächte auf das Leben und wußte bald, wenigstens dem Scheine nach, mit der siegenden Beredsamkeit seiner Gründe, alle ängstigende Zweifel aus der Seele Florentinens zu bannen. Ihn selbst beunruhigte bei'm Abschiede die Idee, daß der schleppende Geschäftsgang in der Residenz seine Rückkehr verzögern und ihn auf mehrere Wochen — eben so viele Ewigkeiten — von dem ersehnten Gegenstande seiner Wünschen trennen könne.

II.

Mit einbrechender Nacht langte Eugenio in der Hauptstadt an. Wie so ganz anders erschienen ihm doch jetzt die dumpfen Gassen, die himmelanstrebenden Palläste, als damals, wo er an der Seite Florentinens, in der ersten Ahnung beglückender Gegenliebe, dem Orte entgegen flog, an dem ihm das süßeste Geständniß ein noch unentdecktes Dschinnistan von Liebesfreude und Herrlichkeit eröffnen sollte. Da bog plötzlich der Wagen um ein Eck des königlichen Schlosses.

Hier war der Tempel, in welchem Eugenio zum ersten Male der angebeteten Jungfrau durch ein seltsames Ereigniß nahe gekommen. Schon seit lange hatte der Jüngling die reizende Florentine mit liebenden Blicken geschaut, und heftete seinen Schritt an ihre Fersen; allein noch hatte er nicht gewagt, die im Stillen glühende Flamme zu offenbaren. Nun war die Zeit des Karnevals gekommen. Zum Geburtstage des Monarchen wurde am Hofe ein glänzender Maskenball veranstaltet und der gesammte Adel der Hauptstadt eingeladen.

Eugenio erschien in dem Costüm eines Ritters vom heiligen Grabe, und war in der anschließenden Tracht, die sich den jugendlich kräftigen Formen so gemäß hingab, recht männlich anzusehen. Sein liebendes Gemüth diente ihm zur Wünschelruthe, die ihm bald in einer jungen Schäferin den geweihten Schatz seines Herzens kennen lehrte. Von diesem Augenblicke an war der Jüngling wie fest gebannt in die Nähe des ätherisch hinschwebenden Mädchens. Es trieb ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, sie anzureden, sich ihr zu offenbaren und dann entweder in dem süßen Worte ihrer Milde Seligkeit zu trinken, oder unterzugehen bei'm strengen

Versagen. Aber immer drängte sich, wenn er nahe daran war, Florentinens Hand zu erfassen, eine große, schwarz gekleidete Gestalt zwischen sie und ihn. Er fing an, gegen den überlästigen Fremden einen recht heftigen innerlichen Zorn zu fassen; dieser schien dagegen den Ritter vom heiligen Grabe mit den wildfunkelnden, pechschwarzen Augen durchbohren zu wollen.

Plötzlich hatte Eugenio die Geliebte aus den Augen verloren; er sah sich rasch nach allen Seiten um: am andern Ende des Saals schritt die reizende Schäferin so eben durch die Thüre eines Nebenzimmers. So schnell ihm das Gedränge erlaubte, eilte Eugenio nach. Er trat in das nur schwach erleuchtete Gemach; aber welches Schauspiel bot sich seinen Blicken! Der schwarze Fremde war ihm zuvorgekommen, und strebte, die ohnmächtige Florentine mit Gewalt zu einem anderen Ausgang im Hintergrunde des Zimmers zu schleppen. Wüthend sprang Eugenio herbei und faßte den Fremden an der Gurgel; dieser ließ die schöne Beute fahren und stieß mit einem schnell gezückten Dolche nach der Brust des Jünglings, die Waffe aber glitt ab an dem schlüpfrigen Stahlharnische, und Eugenio hatte

hinlängliche Kraft und Besinnung, dem Blutdürstigen das Stilet zu entreißen. Der Mörder aber entwandt sich mit verzweifelter Gewalt und entsprang durch die Thüre im Hintergrunde.

Mehrere Masken eilten herbei, unter ihnen der Marchese Circhelli. Florentine kam bald aus der Ohnmacht wieder zu sich und erzählte: Kaum sey sie in dieses Gemach getreten, um etwas an ihrer Kleidung zu ordnen, so habe jener schwarze Fremde, der sie schon auf dem Balle verfolgt, vor ihr gestanden und mit fürchterlicher Stimme ihr zugerufen: „Du bist die Braut, ich bin der Bräutigam, ewig „bist du mein!" Mit diesen Worten hätte er sie mit der Gewalt eines Rasenden umfaßt, ihr aber sey die Besinnung vergangen.

Diese Begebenheit eröffnete dem Eugenio, als Retter Florentinens, den freien Zugang in das Haus des Marchese; und in dem nähern Umgange mit der reizenden Tochter gestaltete sich bald das schöne Verhältniß, das wir bereits kennen.

Jede Bemühung, den schwarzen Unbekannten zu entdecken, um ihn wegen des beabsichtigten Frevels zur Strafe zu ziehen, blieb vergebens. Das dem Mörder abgenommene Stilet übergab Eugenio der

polizeilichen Behörde; es war von seltsam künstlicher Arbeit, und am Griffe befand sich in Silber eingegraben der Name Albertus magnus.

III.

Im Fluge waren bei'm Anblicke des königlichen Pallastes die Szenen der Vergangenheit an dem Geiste Eugenio's vorüber gezogen. Der Wagen hielt an dem Hause seines verstorbenen Oheims; ein alter Diener begrüßte, indem er eine Thräne im Auge zerdrückte, den jungen Herrn und führte ihn durch verödete Gänge in die Zimmer des Verblichenen, der ihm ein zweiter treuer Vater gewesen. Das Geräth stand noch in der nämlichen Ordnung, wie zu jener Zeit, als der Oheim hier gewirkt und gelebt hatte; ein angefangener Brief an den geliebten Neffen lag auf dem Schreibtische. In jeder Kleinigkeit war der Geist des ehemaligen Besitzers erkennbar. Tief gerührt fühlte Eugenio, welchen großen Verlust er in dem Tode seines letzten Verwandten erlitten.

Schon am folgenden Morgen berichtete ihm zu seiner großen Freude der von ihm bevollmächtigte Rechtsanwalt, daß der verstorbene Oheim alle

Belege der geführten Vormundschaft in der musterhaftesten Ordnung hinterlassen habe, und daß seine Anwesenheit höchstens nur auf acht Tage durchaus nöthig sey.

Zufällig erkundigte sich Eugenio bey dem Polizeidirector, den er Abends in einer Gesellschaft antraf: ob kein Ereigniß eingetreten sey, welches einiges Licht auf die seltsame Begebenheit jenes Ballabends werfen könne? — Der Polizeidirector verneinte und fügte hinzu: das corpus delicti, jener Dolch, mit dem der Fremde gedacht, ihm den Weg in das Jenseits zu eröffnen, sey sogar auf eine höchst sonderbare und unerklärliche Weise abhanden gekommen. Man habe ihn, als ein höchst wichtiges Argument, in dem eisernen Behälter der Polizeikasse wohl verwahrt: da sey eines Morgens der Kasten offen befunden, ohne äußere Verletzung; von den ansehnlichen darin befindlichen Summen sey nicht das Mindeste entwendet gewesen, allein der Dolch habe gefehlt. Auch die fest und künstlich verschlossenen Thüren des Zimmers hätten keine Spur irgend einer Gewaltthätigkeit gezeigt, und durch ein offenstehendes Fenster könne der Dieb, da solchen Galgenvögeln gewöhnlich die Flügel fehlten, und das

Zimmer im vierten Stocke gelegen, schwerlich seinen Ein- und Ausgang gehalten haben.

Eugenio lächelte über diese Erzählung und war im Stillen der Meinung: es sey die zierlich gearbeitete Waffe wohl ohne sonderliche Hexerey in das Curiositäten-Cabinet des kunstliebenden Directors gewandert.

IV.

Eugenio hatte gleich am Tage nach seiner Ankunft der geliebten Braut den glücklichen Stand seiner Angelegenheit und die baldige Rückkehr angezeigt. Er erhielt folgende Antwort:

„Mein Theuerer! Du malst mit so reizenden Farben das nahe Wiedersehen, und ach! in meinem Geist will sich keine frohe Ahnung gestalten. Wohin ich blicke, scheint mir alles in die Farbe des Todes getaucht zu seyn, alle Töne rufen mich hinab in das Grab, und überall, in die Träume meines Wachens, wie meines Schlummers, drängt sich die Gestalt jenes schrecklichen Unbekannten, der einst nach dem theuersten aller Leben die mörderische Faust erhob und schreit mit der widrigen Stimme des Leichhuhns: „Du bist die Braut, ich bin der

Bräutigam, ewig bist du mein!" Heute Nachts träumte mir, ich begegne dem Verhaßten auf einsamen Waldpfade, er strecke die grimmige Faust nach mir aus und dränge mich zu einem bodenlosen Abgrunde, in dem er sich mit mir hinabstürtzte — der Fall war ohne Ende — und ich erwachte. Noch tönt sein Hohngelächter, sein wilder Ruf mir in der Seele nach! O komm, komm, mein Eugenio! und gieße süßen Trost und Beruhigung in das Herz Deiner Florentine."

Eugenio kannte das reizbare Gemüth seiner Braut, und vermochte sich leicht zu erklären, wie jener fürchterliche Augenblick jetzt, wo die Entfernung des Gegenstandes ihrer zarten Neigung sie allen Einwirkungen der Phantasie noch geneigter machte, in allerlei seltsamen Erscheinungen vor ihren Geiste trete. Er sandte ihr sogleich durch einen Eilboten einige Zeilen, in denen er sie auf das Zärtlichste bat, sich zu beruhigen, und ihr versprach, wo möglich schon am nächsten Tage zurück zu kehren. Auch gelang es ihm, die gerichtliche Behörde dahin zu vermögen, daß man ihm noch heute oder spätestens am Morgen des künftigen Tages die nöthige Urkunde einzuhändigen versprach.

V.

Heiter gestimmt durch die frohe Hoffnung auf das nahe Wiedersehen, besuchte Eugenio am Abend einen seiner ältern Freunde, bei welchem er unter mehreren Jugendbekannten einen Fremden fand, der durch seine erhabene Gestalt, durch die geistvolle Art, mit der er sich über alle Gegenstände, welche den Gebildeten berühren, zu verbreiten wußte, seine ganze Aufmerksamkeit erregte.

Dieser Fremde wurde dem Eugenio unter dem Namen eines Herrn von Alberto vorgestellt.

Keiner von den Anwesenden trug zur Unterhaltung des Abends so viel bei, als Alberto, der sich noch überdem im Verlauf seiner Rede mit der Annäherung eines besondern Vertrauens fast zu Eugenio ausschließlich wendete. Und dennoch war es dem liebenden Jünglinge, wenn des Fremden stechender und scharfer Blick auf ihm verweilte, fast grauenhaft zu Muthe, und es wollte sich in seiner sonst so vorurtheilsfreien Brust eine Ahnung regen, als lausche hinter dem Blitze dieser Augen irgend ein Verderben drohendes Ungeheuer. Eugenio zürnte auf sich selbst, daß in ihm dergleichen aufkommen

könne, und zwang sich, gegen Alberto zuvorkommend höflich zu seyn.

Kurz zuvor, ehe die Gesellschaft sich trennte, wurden die Erscheinungen des Wunderbaren im Leben und ihre Möglichkeit der Gegenstand des Gesprächs. Es ist uns bereits bekannt, wie sehr dem Eugenio der Glaube an alles Uebernatürliche zuwider war; auch bei dieser Gelegenheit erklärte er sich laut und heftig dagegen, und brachte die Vertheidiger desselben zum Schweigen.

Alberto war während dieses Streits durchaus still, und hatte sich bereits entfernt, als Eugenio von der Gesellschaft Abschied nahm.

Der glückliche Bräutigam, dem in dem morgenden Tage die Sonne des Wiedersehens strahlte, schritt heiter und fröhlich durch die stillen Gassen; da plötzlich erklang hart neben ihm aus dem Dunkel der Nacht eine Stimme mit der Frage: „Und seyd Ihr denn ernstlich gewilligt, das Leben so ganz alles Wunderbaren zu entkleiden?"

Eugenio blickte auf und erkannte beim Scheine des Mondes den Alberto, der ruhig neben ihm herging. Gestört in seinen heiligsten Gefühlen und verdrießlich erwiederte er:

„So lange, – bis Ihr mich eines Andern überzeugt!“

„Und hättet Ihr den Muth, mir zu dieser Ueberzeugung zu folgen?“ fuhr jener mit fast höhnischer Stimme fort, und die blitzenden Augen fielen stechend in den Blick Eugenio's.

Dieser entgegnete höchst aufgebracht darüber, daß Jemand an seinem oft bewährten Muthe zweifeln könne:

„Seyd Ihr ein solcher Hexenmeister, so bin ich schon geneigt, Euern Gaukeleien ein halbes Stündchen zu widmen.“

„So viel bedarf's nicht,“ murmelte Alberto verständlich in sich hinein, und schritt voran durch die milde Sommernacht.

VI.

In einer der menschenleersten Vorstädte waren die beiden Nachtwandler an einem kleinen dunklen Hause angelangt. Alberto öffnete; ein alter Diener, dessen Todtenblässe dem Eugenio auffiel, kam ihnen mit Licht entgegen, und führte sie bis zur Thüre eines Zimmers im ersten Stocke. Hier nahm Alberto

dem Alten das Licht ab, und befahl ihm, schlafen zu gehen.

Das Innere des Gemachs, in welches Eugenio jetzt trat, bot einen seltsamen Anblick. In der Mitte befand sich ein runder Tisch mit schwarzem Tuch überhangen; darauf stand ein goldner Becher von einfacher Arbeit. Ein großer metallener Hohlspiegel in einem Winkel des Zimmers verbreitete, nachdem Alberto das Licht vor ihm niedergestellt, den Glanz des Tages. Ueber dem Hohlspiegel hing ein blinkendes Messer.

„Seyd Ihr bereit?“ fragte Alberto mit eintönigem Laute.

„Ich bin's!“ erwiederte Eugenio leicht hin und fast lächelnd.

„So beugt Euch dicht nieder über den goldenen Becher und schauet unverwandt hinein, indem ihr zugleich Euere Gedanken fest auf den Gegenstand heftet, von dem ihr Kunde zu haben wünscht,“ entgegnete Alberto, der sich dem Hohlspiegel gegenüber gestellt hatte und mit den großen schwarzen Augen scharf dessen Mittelpunkt fixirte.

Eugenio folgte dem Geheiß. Da war es ihm, als entstände nach und nach vor seinen Augen ein

dichter Nebel, der Nebel zerrann und er sah klar und deutlich seine geliebte Florentine in all ihrer Anmuth, wie sie an der Seite ihres Vaters schäkernd von zwei ihm wohlbekannten Freundinnen im Thore des Schlosses Abschied nahm.

Das Bild verschwand und Alberto rief:

„Seyd Ihr überzeugt?"

„Nein," erwiederte Eugenio, „optische Täuschung ist kein Wunder!"

„Nun, so will ich Euch ein Wunder in Euer Leben treten lassen, das Euch von dem Unglauben auf ewig heilt! Nehmt dieses Messer fest in Eure Rechte und thut, wie ich Euch sage."

Eugenio faßte das Messer und Alberto trat dem Hohlspiegel schräge gegenüber, indem er die Strahlen desselben auf ein in seiner Hand befindliches Miniaturgemälde fallen ließ, dessen Züge Eugenio nicht zu erkennen vermochte.

„Stoßt mit der Spitze des Messers stark auf den Grund des goldnen Bechers!" sprach Alberto, indem krampfhafte Verzuckungen seinen Körper zu durchbeben schienen.

Eugenio gehorchte.

„Stärker!“ rief jener mit donnernder Stimme.

Da wiederholte Eugenio mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, den Stoß, und fühlte und sah, wie die Spitze des Messers durchdrang durch den Boden des goldenen Bechers. Er zog schnell den Stahl zurück; schwarzes Blut floß triefend herunter und aus weiter Ferne schlug an sein Ohr ein wehmüthiger Laut, der tief in sein Herz drang und alle Fibern desselben erbeben machte.

„Nun habt ihr genug!“ schrie mit triumphirendem Hohne Alberto. Sein teuflisches Gelächter schallte durch das Zimmer, das Licht verlosch, die Fenster fuhren auf, wie von einem plötzlichen Sturme erschüttert. Dem Eugenio schien es, als schwirre durch die Luft eine große schwarze Eule davon: Todtenstille herrschte plötzlich in dem Zimmer.

Krampfhaft hielt der Jüngling das blutige Messer in der Rechten; es war ihm, als habe er eine ungeheure That begangen. Da schlug die Glocke Mitternacht. Eugenio fand die Thüre des Zimmers, er eilte bebend die Treppe hinab, die Pforte des Hauses stand offen, er stürmte hinaus und erhielt seine Besinnung erst in seiner Wohnung wieder. Dort erkannte er mit Schaudern das

zauberische Messer, das er in der Betäubung mitgenommen, und warf es weit von sich in einen Winkel des Gemachs.

VII.

Mit der Morgenröthe ließ Eugenio den Reisewagen vorfahren; nichts konnte ihn mehr zurückhalten. Auch über seinen Geist hatte sich die Macht furchtbarer Ahnungen gelagert und trieb ihn hin zu der geliebten Braut, die er von irgend einem schrecklichen, ihm dunkeln Unheil, betroffen wähnte.

Die Fahrt war ihm zu langsam; schon auf der nächsten Station nahm er Courirpferde. Wie gerne wär' er mit der Eile des Sturmwindes geflogen! Der Jäger des Marchese Circhelli eilte an ihm vorüber, und erkannte den wüthend daher sprengenden Jüngling nicht, dessen Haare ein Spiel des Windes waren, dessen ganze Gestalt ein Bild der Verzweiflung abgab.

Nachmittags langte er auf dem Gute des Marchese an. Weder Florentine trat ihm entgegen, noch der Vater. Er stürmte die Treppe hinauf, durch die Gänge; Alles still, wie im Grabe! Endlich begegnete er einer weinenden Zofe.

„Wo ist Florentine?“ schrie er sie an.

Entsetzt vor dem Schreckensbilde floh das Mädchen. Da riß Eugenio die Thüre des Wohnzimmers auf. Noch schützte ihn bei dem Anblicke, der sich ihm darbot, eine hülfreiche Hand, daß die Furie des Wahnsinns nicht auf ihn eintrat.

Die Geliebte seiner Seele lag vor ihm — eine Leiche — in der linken Brust eine tiefe, klaffende Wunde; der alte Marchese saß weinend am Fuße des Sargs.

Sprachlos starrte Eugenio das furchtbare Schauspiel an. Der Marchese stand langsam auf und sprach fast lautlos:

„O! es gibt höhere, schreckliche Mächte, die das Heilige höhnen, und in deren Hand selbst die Unschuld gegeben ist. Siehe ihr Opfer!“

Eine furchtbare Ahnung durchzuckte den unglücklichen Bräutigam.

„Wer — wer —“ mehr vermochte er nicht zu stammeln.

„Wer der Mörder ist? das frage die da oben oder da unten. Gestern, wenige Augenblicke vor Mitternacht, begleitete ich mit der Tochter zwei ihrer Freundinnen, die zum Besuche da gewesen, bis un-

ter das Portal des Hauses. Die Mädchen scherzten und lachten. Florentine war glücklich im Vorgefühl der nahen Wiedervereinigung. Da sank sie plötzlich mit einem Schrei des Schmerzes todt zu Boden; wir hoben sie auf: sie schwamm im Blute, die tiefe Dolchwunde saß ihr mitten im Herzen. Die Kerzen erleuchteten uns wie am Tage, kein körperliches Wesen wurde gesehen!"

VIII.

In stummer Verzweiflung warf sich Eugenio auf die Leiche der Geliebten, kein Laut entging seinem Munde, keine Thräne entrann seinem Auge.

So fand ihn noch am folgenden Morgen der, aus der Hauptstadt zurückkehrende Jäger Circhellis, der ihm die Nachricht des schrecklichen Ereignisses hatte bringen sollen.

Der Jäger berichtete: an der Thüre von Eugenio's Wohnung habe ein großer, schwarz gekleideter Herr ihn angehalten und ihm gesagt, der Bräutigam sey bereits auf dem Wege zur Braut, er solle dieses Messer, welches Eugenio vergessen und höchst nöthig habe, nur nachbringen.

Eugenio fuhr heftig bey diesen Worten in die Höhe und entriß dem Jäger das Messer.

Es war dasselbe, welches er gestern Abend, ohne es zu wissen, aus dem Gemach Alberto's mitgenommen; noch waren die Spuren des daran klebenden Blutes erkennbar. Er machte den Versuch: die Klinge paßte gerade in die Wunde Florentinens. Er hielt das Messer hoch an den Strahl der Sonne; da fiel die Decke von seinen Augen: es war das Stilet, das ihm schon in jener Ballnacht den Tod gedroht, glänzend blinkte am Griffe der Name Albertus magnus, ein Hohngelächter drang in seine Ohren, und er erkannte die Stimme Alberto's, die schneidend und teuflisch bis in das Innerste seiner Seele hinabrief: „Sie ist die Braut, ich bin der Bräutigam, ewig ist sie mein."

Da griff der Wahnsinn mit glühenden Krallen nach seinem Geiste und riß ihn in sein furchtbares Reich, wo die Macht der Gedancken verloren ist und die Phantasie in schrecklicher Willkühr ihren Zepter schwingt. Doch nur wenige Tage dauerte der Anfall. Die jugendliche Kraft war erschöpft, und der milde Tod führte den Unglücklichen hinüber

in ein Land, wo jede Liebe gekrönt wird und alle Wunder offenbar sind.

Alberto war und blieb verschwunden.

Rosen und Dornen.

Die Rosen sind gefallen,
Die Erde ward ihr Grab,
Die jetzt getreu bewahret,
Was sie einst liebreich gab.
Die Dornen sind geblieben,
Sie schaffen manchen Schmerz,
Doch sie, der Rosen Spuren,
Liebt noch das arme Herz.
Wenn einst die Rosen fallen
Auf's arme Herz hinab:
Dann bleibt der Dorn hier oben,
Wo er die Wunden gab.

Naturandacht.

Was singt ihr in den Zweigen,
Ihr muntern Vögelein,
Was wollt ihr fröhlich zeigen
In euren Melodein?

„Dem, der sie uns gelehret,
Dem bringt sie unser Chor!
Ob er uns leicht entbehret,
Uns drängt's zu ihm empor.“

Ihr Blumen voller Düfte,
Ihr Blumen voller Glanz,
Was haucht ihr in die Lüfte,
Wie deut' ich euren Kranz?

„Wir duften nur aus Liebe,
Der Tag strahlt in uns fort;
Die Farben sind die Triebe,
Der Duft ist unser Wort.“

Was rieselt von der Stelle,
  Beweglicher Gesang?
Du bist es, lose Quelle,
  In deinem flücht'gen Gang!

„Mich zieht die Erde nieder,
  Mich trinkt der Himmel auf;
Gereinigt kehr' ich wieder
  Vom frohen Heimathslauf."

Ein Kindlein steht im Grunde
  Und blickt die Sonne an:
Sprich, Kindlein, aus die Kunde,
  Wer hat dir's angethan?

„Muß in die Sonne schauen,
  Die gibt ein herrlich Licht,
Ein festiglich Vertrauen,
  Und hält, was sie verspricht."

Das Vög'lein und die Blume,
  Die Quelle wie das Kind
Im Schöpfungs-Heiligthume
  Gar fromme Beter sind.

Lebensbilder.

I.

Es fällt ein Blättlein nieder
Aus freundlich grünem Raum;
Vergebens sehnt es wieder
Sich auf den heitern Baum.

Da kommt der Sturm geflogen
Mit feindlich wilder Macht,
Hat's Blättlein fortgezogen
Auf Irrweg' und in Nacht.

So dünkt mich auch mein Leben!
Die heitre Kindheit wich:
In Stürmen muß es schweben,
Und findet nimmer sich.

II.

Wird nicht oft die reine Quelle
Durch des Bergstroms wilden Fall
Wohl getrübt in ihrer Helle?

Ach, so drang auch trübe Welle
In den schimmernden Kristall
Von des Herzens klarer Stelle!

III.

Doch will ich nicht verzagen,
Das Blättlein steht ja auf,
Beginnt nach wenig Tagen
Den frischen Lebenslauf.

Die Quelle wieder rauschet
Im reinen Silberschein.
Und ich geh' umgetauschet
Zu neuem Wirken ein.

Die doppelt Vermälte.

Den Tales of the manor nacherzählt.

Herr Collinson war der Hauptgeistliche in einem ansehnlichen Flecken der Grafschaft Hartford. Nicht der Eifer jener strengen Non-Conformisten, noch das bei andern englischen Geistlichen so gewöhnliche Streben nach politischem Einfluß regelten seine Wirksamkeit. Er that nicht mehr und nicht weniger, als die Lehre seiner Kirche ihm auferlegte. Diese sprach sich in seinem ganzen Benehmen aus; dabei war er kalt gegen den Nächsten im Aeussern, abgemessen und trocken in seinem Betragen. Er hatte als Hagestolz das vierzigste Jahr erreicht. Fremd waren ihm jene aufmerksame Zärtlichkeit, jene sanfte Hingebung geblieben, welche sich liebenden Menschen in dem Kreise einer glücklichen Familie so leicht aneignen.

Die Stunden, welche Collinson nicht der Erfüllung seiner Amtspflichten widmen mußte, brachte er mit der sorgfältigen Erziehung zweier jungen Leute

aus einem ansehnlichen Hause zu, deren Eltern sie frühe als Waisen zurückgelassen hatten. Der ältere dieser beiden Zöglinge sollte bald die Universität beziehen, um vielleicht dereinst als Deputirter der Grafschaft im Parlamente glänzen zu können; der jüngere war der Waffenbahn bestimmt, und konnte durch den Einfluß mächtiger Verwandten sicher auf eine baldige Anstellung rechnen.

An vielen Dingen hatte Collinson bisher nur wenigen Theil genommen; am schönen Geschlechte aber gar keinen. Die Nemesis war nicht fern, welche diese Gleichgültigkeit bestrafen sollte.

Eines Tages trat Frau Sowerby, eine Nachbarin des Geistlichen, in sein Kabinet und ersuchte ihn, sich mit ihr zu einer armen Kranken zu begeben, welche des Trostes der Religion bedürfe. Diese Kranke sey ihre Nichte, die Wittwe eines gewissen Cecil, der als Opfer einer zu Gunsten der Stuarts unternommenen Verschwörung gefallen.

Collinson beeilte sich, dieser Aufforderung Genüge zu leisten. Er fand eine Frau von einem sehr anständigen Aeußern, allein der Tod hatte bereits die Vorboten seiner nahen Ankunft in alle ihre Züge

gesandt. Sie saß in einem Lehnsessel; ihre Kleidung war reinlich, das hinsinkende Haupt auf einige Kissen gestützt. Zu ihren Füßen lag ihre Tochter, ein Mädchen von sechszehn Jahren und ausgezeichneter Schönheit. In allen Mienen des anmüthigen Gesichts sprach sich die Furcht aus, die theure Mutter zu verlieren. Dem schönen Auge entrann, ohne daß dieses es zu empfinden schien, eine große Thräne nach der andern; die Lippen bebten, aber kein Wort ging aus ihnen hervor. In einer Art von stummer Verzweiflung bildete das liebliche Wesen einen Blumenstrauß, mit dessen Duft der hinsterbenden Mutter noch eine süße Empfindung zu bewirken.

Frau Cecil war im Reichthume geboren. Das Mißgeschick hatte sie aus der Bahn gerissen, welche ihr Natur und Erziehung angewiesen. Seit mehreren Jahren hatte sie mit dem lieben Kinde kümmerlich von einem kleinen Einkommen gelebt, das mit ihrem Tode auf einen andern Zweig der Familie überging. So wurden ihre letzten Augenblicke durch die Sorge um Marien schrecklich verbittert. Sie sah schon im Geiste die arme Tochter allen Fallstricken und Gefahren einer Welt hingegeben, welche ihr durchaus neu seyn mußte.

Diese Furcht stieg zu einem hohen Grade, wenn die Kranke zugleich Mariens Unschuld und Schönheit in Betracht zog. — Frau Sowerby war die Vertraute dieses Kummers geworden. Sie fühlte sich der Mutter und Tochter gleich herzlich geneigt und sann Tag und Nacht darauf, der letzten ein glückliches Loos für die Zukunft zu bereiten. Aus diesem Grunde freuete sie sich innig über die Neigung, welche, wie sie bald bemerkte, Herr Collinson zu den beiden Unglücklichen empfand.

Frau Cecil wurde von Tage zu Tage schwächer. Der gefürchtete Moment trat ein. Sie starb; doch hatte sie vor ihrem Ende auch die Beruhigung, in Herrn Collinson den Führer und Freund ihrer Tochter zu sehen, welche auf der weiten Erde sonst keinen hülfreichen Bekannten oder Verwandten hatte.

Es kam dem redlichen Pfarrer nicht in den Sinn, daß er, mit seinen fünf und vierzig Jahren und der bisher geübten strengen Selbstversagung, in der Nähe eines reizenden Mädchens von sechszehn Jahren, einer andern Empfindung, als der einer theilnehmenden und dienstwilligen Freundschaft ausgesetzt seyn könnte. Als ihm aber das veränderte Innere seines Herzens klar wurde, konnte er nicht unterlassen,

mit sich selbst zu grollen. In seinen eigenen Augen stand er als ein Schwächling da. Er selbst hatte gegen seine Grundsätze gefehlt, indem er sich einer Leidenschaft hingab, die ihm früher seiner nicht würdig geschienen hatte. Was war zu thun? Um jeden Preis wollte Collinson den Frieden in seinem Innern wieder herstellen. Hierzu blieb ihm kein anderes Mittel, als — Marien zu heirathen. Diese Idee führte wieder neue Unruhen mit sich: er fürchtete sich lächerlich zu machen, Marie konnte ihn ausschlagen und — in diesem Falle — ihm sogar ihre Freundschaft entziehen. Von solchen Zweifeln belastet, verfiel der arme Collinson in ein so seltsames und widriges Betragen, daß Marie von einem innern Abscheu ergriffen wurde, den sie kaum zu bergen vermochte. Der sonst so zurückhaltende Mann zeigte mit einem Male eine überaus linkische und täppische Zudringlichkeit.

Miß Cecil war von Frau Sowerby aufgenommen worden. Hier stand die unglückliche Waise ganz einsam. Keine Freundin war ihr nahe, der sie sich hätte mittheilen können. Herz und Geist fanden nirgends eine liebevolle Entgegnung. Der Verlust der theuren Mutter hatte eine schreckliche Leere in

Marien's Seele zurückgelassen, und nichts konnte diese tief empfindliche Lücke ausfüllen. Früher hatte Miß Cecil eine Freundin gehabt, die Müllerstochter aus dem Flecken, in welchem sie erzogen worden. Seit einem Jahre schon war diese nach London verheirathet. Der alte Müller war in seiner letzten tödtlichen Krankheit von Marien's Mutter verpflegt worden. Bei solchen Leiden kömmt man einander leicht näher. Jenny war immer bei Frau Cecil und ihrer Tochter willkommen gewesen. Marie hatte ein großes Vertrauen zu ihr gefaßt, und es schien ihr in ihrer gegenwärtigen Einsamkeit, daß, wenn sie gegen diese liebe Jenny ihr kummervolles Herz ausschütten könne, sie eine große Erleichterung empfinden würde. Aber Jenny war fern; sie dachte wohl wenig an die verlassene Marie Cecil.

Eines Tages kam Frau Sowerby zu Marien. Frau Sowerby war Collinson's Vertraute geworden und konnte die Last des Geheimnisses, welches sie besaß, nicht länger in ihrem Busen tragen. Als habe sie Marien ein großes Glück zu verkündigen, entdeckte sie dem erschrockenen Mädchen des Pfarrers Absichten. Auch unterließ sie nicht, bei dieser Gelegenheit ihren guten Rath mit gewichtigen, nicht allzu

zarten Gründen geltend zu machen, und ihre völlige Billigung an den Tag zu legen. Marie war überrascht und voll Furcht. Sie konnte nicht antworten. Sie fühlte sich in der Gewalt der Frau Sowerby, deren Charakter äußerst heftig und herrschsüchtig war. Sie verschloß demnach ihren Widerwillen in ihr Inneres bis zu dem Augenblicke, wo Collinson selbst seinen Antrag wiederholte. „Nein, nein!" rief da das geängstete Mädchen mit aller Gewalt und Anstrengung, deren sie fähig war: „ich bin Ihnen dankbar, daß Sie sich einer unglücklichen Waise annehmen, aber nimmer, nimmer kann ich in Ihr Begehren willigen!"

„Warum nicht?" entgegnete Collinson: „Du bist noch sehr jung, Du hast immer entfernt von der Welt gelebt. Kein anderer kann schon die Neigung Deines Herzens gewonnen haben!"

Mit der treuesten Unschuld in Stimme und Gebehrde versicherte Marie, daß ihr außer Herrn Collinson kein anderer Mann bekannt sey. Diese offene Erklärung hatte die üble Folge, den Geistlichen in seinem Entschlusse zu befestigen. Frau Sowerby wurde die hartnäckigste Vertheidigerin seines Willens und seiner Ansprüche. Von diesem Augenblicke an

war das verlassene Mädchen einer kränkenden und nagenden Verfolgung ausgesetzt, welche Frau Sowerby, wie sie meinte mit der besten Absicht, ordentlich in eine Art von System zu bringen wußte.

Bei einer großen Eitelkeit war Frau Sowerby listig und ränkesüchtig, ohne übrigens im Geringsten zu ahnen und zu glauben, daß sie auch nur irgend einen Fehler oder eine Schwäche besitze. Sie wähnte, Marien mehr als Alles auf der Welt zu lieben. Marie, die arme Waise, konnte ihr Glück nur in der Verbindung mit dem wohlhabenden Pfarrer finden. Dahin mußte sie selbst wider ihren Willen gebracht werden. Tief im Hintergrunde von Frau Sowerby's Seele lauerte aber, ihr selbst kaum bemerkbar, das eitle Gelüst, alsdann selbst eine wichtigere Person zu werden, und durch die junge Pfarrersfrau einen eben so nützlichen, als ehrebringenden Einfluß auf die Gemeinde zu erlangen. Die Christenpflicht gebot überdem, ein so reizendes und unschuldiges Mädchen baldmöglichst den Gefahren zu entrücken, in welche sie ihre Schönheit bringen könne. Da war denn natürlich kein besseres Mittel, als sie mit einem Manne zu verbinden, dem es an Glücksgütern und an einer ehrenvollen Existenz nicht fehlte!

Auch der Pfarrer meinte in seinem Benehmen nur den Grundsätzen der reinsten Moral gefolgt zu seyn. Er strebte ja nur darnach, die liebenswürdige und tugendhafte Marie so glücklich zu machen, als das in seiner Gewalt stünde; aber in dem Maße, wie der schönen Waise Widerstand sich verlängerte, gewann ein bitterer Unmuth Macht über Collinson's Charakter. Sein Groll mit sich selbst, daß er eine solche Schwäche nicht überwinden könne, nahm täglich zu und mit diesem seine Unliebenswürdigkeit in Marien's Augen. Das arme Mädchen konnte sich auf keine Weise seines bittern Tadels erwehren. Wenn er sie niedergeschlagen und in Thränen antraf, machte er ihr die heftigsten Vorwürfe, daß sie sich nicht in den Willen derjenigen fügen wolle, welchen ihre sterbende Mutter sie in ihren letzten Augenblicken überantwortet habe: nur unter dieser Bedingung sey ihr der Segen der Verewigten geworden. Hatte Marie sich im Freien ergangen und war durch Bewegung und freie Luft das Rosenroth ihrer Wangen aufgefrischt, der Glanz des schönen Auges erhöht worden, so schöpfte Collinson mancherlei Argwohn und bemerkte ihr mit Bitterkeit: ein sittsames und verständiges Mädchen

müßte die Blicke aller Mannspersonen meiden. Endlich verlangte er von ihr, daß sie beim Kirchenbesuche, wie bei den seltenen Spatziergängen mit Frau Sowerby sich eines schwarzen Kopfüberwurfs bedienen solle, der damals die Stelle eines Schleiers vertrat. Die verlassene Marie duldete und schwieg. In einsamen Nächten klagte sie dem herabbeschworenen Geiste der theuren Mutter das tiefe Leid ihres ganz verarmten Herzens.

Marie hatte immer von Seiten ihrer Mutter einer anständigen Freiheit und eines unbeschränkten Vertrauens genossen. Die Werke unserer besten Schriftsteller wurden ihr von der verständigen Frau übergeben, damit sie an ihnen den Geschmack bilde und den Kreis ihrer Ideen erweitere. Mit vieler Liebe pflegte sie damals in ihrem kleinen Garten allerlei Blumen und Früchte. Eine kleine Hecke von Canarienvögeln gewährte ihr das größte Vergnügen. Bei dieser innern Zufriedenheit war auch ihr Gesundheitszustand der beste. Alle Freuden jener Zeit waren mit einander verschwunden. Nichts fand sich bei Frau Sowerby, was nur als ein geringer Ersatz angenommen werden konnte. Mariens Gesundheit litt darunter. Sie wurde muthlos und ver-

fiel in eine Unempfindlichkeit, welche für ihren Verstand fürchten ließ. Sie war fest überzeugt, daß sie bald sterben werde. Die Verbindung mit Collinson, der immerwährende Gegenstand aller Unterhaltungen mit Frau Sowerby, mußte ihren Tod herbeiführen: das glaubte sie sicher. Endlich bemächtigte sich eine gänzliche Stumpfheit ihres Gemüths. Sie wurde gleichgültig gegen das Leben, gegen die Heirath selbst, gegen den unglücklichen Augenblick, der für diese Feierlichkeit bestimmt war. Ohne Widerstand und ohne Freude empfing sie die Hochzeitsgeschenke, welche Frau Sowerby ausgewählt hatte. Frau Sowerby hielt den beunruhigenden Gesundheitszustand des Mädchens nur für eine Folge der Ungewißheit, welche mit dieser verschwinden würde. Die Beschleunigung der Hochzeit war in ihren Augen das beste Heilmittel für dieses Uebel, und sechs Monate nach dem Tode ihrer Mutter stand Miß Marie Cecil mit dem ältlichen Pfarrer Collinson vor dem Traualtare.

Ganz in der Stille war diese Verbindung vollzogen worden. Aus der Kirche des kleinen Dorfs, in welchem Frau Sowerby wohnte, führte der Geistliche seine junge Gattin in die dunkle alterthümliche

Pfarrerwohnung. Die feuchte Zugluft, welche Marien aus den weiten Gängen entgegen kam, schien ihr der Hauch des Todes, ihr Loos das einer Sklavin, dieses Haus ihr ewiges Gefängniß.

Collinsons Haushälterin erwartete sie im Wohngemache. Nach den gebräuchlichen Glückswünschen und Begrüßungen fragte sie: ob die zwei Pensionärs des Pfarrers ihr aufwarten dürften?

„Ha, die lieben Kinder!" fiel Collinson nicht ohne einige Verlegenheit ein: „Ja, ja! Laßt sie hereintreten!"

Die lieben Kinder waren zwei erwachsene junge Leute von einem höchst ansprechenden Aeussern. Der ältere, von beinahe siebenzehn Jahren, besaß, bei einem schlanken Körperbau, ein regelmäßig schön gestaltetes Antlitz, welches durch einen leichten Zug von Schwermuth und Schwärmerei noch gewann; der jüngere dagegen war zwar klein, aber höchst zierlich gebaut und empfahl sich durch geistvolle Lebendigkeit in Blick und Miene. Dieser näherte sich ohne Umstände der jungen Vermälten und brachte ihr mit Unbefangenheit seine Glückwünsche dar. Der ältere aber wurde bei dem Anblick einer so vollendeten Schönheit zur Salzsäule. In seinem Kopfe

spukte ein Ideal von weiblicher Vollkommenheit, welches er nach den Dichtern des Alterthums gebildet hatte. Vergebens suchte er bisher nach einem entsprechenden Urbilde: jetzt stand es plötzlich vor seinen trunknen Blicken. Seine Glieder bebten; er konnte nicht ein Wort vorbringen. Eine Purpurgluth legte sich über sein Antlitz; eben so stand ihm Marie gegenüber. Sie war nicht minder überrascht. Ihr Blick ruhte gefesselt auf dem Jünglinge, ihre Lippen blieben geschlossen.

In diesem Augenblicke verwünschte der unglückliche Collinson seine lieben Kinder. Er glaubte die Macht einer innigen Sympathie in dieser seltsamen Begegnung zu erkennen. Seine rege Einbildungskraft stellte ihm sogleich eine schreckliche Zukunft dar. Dergleichen hatte er bei seiner rücksichtslosen Leidenschaftlichkeit nicht vorausgesehen. Carl, welchen er bis jetzt als seinen Zögling väterlich geliebt hatte, verwandelte sich in einem Augenblicke in einen beglückten Nebenbuhler, dessen jüngerer Bruder in einen mitleidslosen Spötter, der ihn zum Gegenstande seines Witzes nehmen und auf alle Weise lächerlich machen würde. Die Eifersucht peinigte ihn mit allen ihren Qualen; sein Ehrgefühl war auf das Bitterste

verletzt; eine Sorge für die Zukunft jagte die andere. So geschah es, daß er plötzlich alle Geistesgegenwart verlor. Er gerieth in die heftigste Wuth, überhäufte die arme Marie mit gemeinen Schmähreden und beschuldigte sie eines verführerischen und anlockenden Benehmens gegen den jungen Menschen.

Zum erstenmale in ihrem Leben sah sich Marie mit einer solchen Härte und offenbaren Ungerechtigkeit behandelt. Die Stürme der vergangenen Tage hatten ohnehin ihr zartes Nervensystem in seinen Grundfesten erschüttert. Die hohe Röthe des Gesichts ging plötzlich in eine Todtenblässe über; sie warf einen sterbenden Blick auf ihren Peiniger und sank besinnungslos zu Boden.

Bei dem Lärm, welchen Collinson in seiner ungezügelten Wuth erhoben hatte, war Frau Sowerby sogleich herbeigeeilt. Sie erkannte nun zu spät das Verkehrte ihres Benehmens nnd machte dem Pfarrer die heftigsten Vorwürfe. Aber so ward ein Band nicht wieder gelöst, das sie selbst geschäftig geknüpft hatte.

Durch ihre Sorgfalt kam Marie wieder zu sich. Kaum aber erhob sich ihr Blick und traf auf Collinson, so fiel sie in ihre Schwäche und völlige Be-

wußtlosigkeit zurück. Der Arzt wurde gerufen. Nur mit den größten Anstrengungen gelang es diesem, die Unglückliche wieder zum Bewußtseyn zu bringen. Sein Scharfblick erkannte bald die Lage der Dinge. Er erklärte, daß wenn Marie ein drittes Mal von diesem Zustande befallen würde, ihr Leben in Gefahr sey; indem er der verständigen Haushälterin die Sorge um die Kranke übertrug, untersagte er auf das Strengste jedem Andern den Zugang. Dieses Verbot traf ins Besondere Frau Sowerby und Collinson. Die Stimmen dieser beiden Personen durften sich nicht einmal in der Nähe von Mariens Zimmer hören lassen. Würde man diese Vorsicht ausser Acht setzen, fügte der Arzt hinzu, so sey eine Gehirnentzündung und ein gewisser Tod unausbleiblich.

Durch die sorgfältigste Behandlung sah sich Marie dem Leben wiedergegeben. Zu ihrem größten Erstaunen schien ihr Widerwillen gegen die Welt und ihre Freuden verschwunden. Sie sah mit Vergnügen in das Blau des heitern Himmels; das Spiel der Sonnenstrahlen an der Decke ihres Gemachs beschäftigte ihre Einbildungskraft; der Gesang der Vögel erweckte die Erinnerung einer glücklichen Kindheit und mit

Freude nahm sie die duftenden Blumen auf, welche ihre liebevolle Pflegerin reichlich herbeibrachte. Nach und nach gestaltete sich in ihrem Geiste das Bild des jungen Menschen, dessen Gegenwart sie mit Entzücken und Verlegenheit erfüllt. Seine Stimme klang aus dem Garten herauf. In Mariens Brust war eine Saite, welche bei diesem Tone widerbebte.

Während dieser Zeit befand sich Collinson in einer schrecklichen Gemüthsverfassung. So lange Marie in Gefahr schwebte, klagte er sich als den Mörder des innig geliebten Wesens an. Kaum aber schien die junge Gattin gerettet, so kehrte die Eifersucht in aller ihrer Wuth und mit dem vollständigen Gefolge gehässiger Leidenschaften in seine Seele zurück. Die gefährlichen Zöglinge mußten aus seiner Nähe: das war Collinsons fester Entschluß. Keine ökonomische Rücksicht konnte ihn hiervon abbringen. Zu seiner größten Beunruhigung fiel sein Verdacht jetzt sogar auf den würdigen Arzt. Zweimal verabschiedete er den würdigen Mann, aber eben so oft rief er ihn zurück, damit er aufs Neue das Leben der angebeteten Gattin rette. Sein Gemüth war den heftigsten Bewegungen hingegeben. Er erkannte, daß

er nur dann Frieden finden würde, wenn es ihm gelänge, seine junge Frau den Blicken aller andern Männer zu entziehen. Aus diesem Grunde bereitete er alles vor, sein Haus für die Zukunft zu einer unzugänglichen Festung zu machen, die er dann wohl gegen jeden Zudringlichen schützen wolle.

Der Vater der beiden Jünglinge, welche sich unter Collinson's Aufsicht befanden, hatte es zu einer Bedingung seines Vertrags gemacht, daß der Pfarrer ihm die Zöglinge nach ihrer vollendeten Bildung persönlich wieder zuführe. Dieser Verbindlichkeit konnte sich Collinson um so weniger entziehen, da der angesehene Mann ihm durch seine Empfehlung zu baldiger Beförderung von großem Nutzen seyn konnte.

Die Reise wurde festgesetzt. Nur nach wiederholtem Bitten erhielt Collinson die Erlaubniß, seine Gattin vor der Abreise noch einmal zu sehen. Sie empfing ihn milde und freundlich. Der Abschied fiel über Collinson's Erwartung befriedigend aus und er entfernte sich mit den besten Hoffnungen für die Zukunft. Dennoch gab er noch aus dem Wagen den strengen Befehl, in keinem Falle während seiner Abwesenheit den Arzt zu rufen.

Marie sah in dieser Vorsicht nur eine Grausamkeit eigner Art. Der Mann, der ihr seine Zeit, seine Sorgfalt mit so vieler Theilnahme gewidmet, dem sie ein Leben zu danken hatte, das ihr wieder theuer zu werden begann, wurde mit Gewalt von ihr fern gehalten! Sie begriff das nicht. Ihr Herz, dem die Macht der Liebe noch fremd war, konnte die Wuth der Eifersucht, ihre Willkürlichkeit, ihren Argwohn, ihre Ungerechtigkeiten weder verstehen noch entschuldigen. Der bitterste Haß hätte kein feindseligeres Benehmen erdenken können, als das ihres Mannes war. Wie vermochte das unerfahrene Mädchen auf den Grund ihrer Leiden zu schauen. Ihr schien es gewiß, daß sie in die Hände eines eigensüchtigen Tyrannen gefallen sey, der sich an den Leiden anderer ergötze und sorgfältig das Opfer schmücke, ehe er es schlachte.

Collinson's Abwesenheit wurde ganz wider seinen Willen um einige Tage verlängert. Ein sterbender Oheim, dessen einziger Erbe er war, rief ihn in seine Nähe. Marie hatte in dieser Zeit ihre Kräfte wieder erlangt. Der Pfarrer sandte eine Dienerin seines Verwandten mit einer Postkutsche, um seine junge Frau abzuholen. Er konnte Marien nicht län-

ger missen. Sollte sie aber noch nicht fähig seyn, die kleine Reise von etwa sieben Stunden zu unternehmen, so hatte die Dienerin Auftrag, sie zu Frau Sowerby zu führen, und dieser im Namen des Pfarrers zu befehlen, die Anvertraute weder Tags noch Nachts aus den Augen zu verlieren. Das Alles erzählte die Frau ganz arglos. Sie hatte ein redliches und gutmüthiges Gesicht. Auf ihr Zureden entschloß sich Marie zur Abreise.

Die junge Frau war traurig und schweigsam. Der Anblick der freien Natur, welche den Frühling mit allem Reichthume seines Schmuckes bekleidete, erheiterte sie nach und nach. Da hielt plötzlich ein munterer Knabe den Wagen an. Marie erkannte ihn. Es war Ely, der Bruder ihrer so oft ersehnten Freundin Jenny. Er übergab ihr einen Brief von dieser. Schon seit vielen Tagen trage er das Schreiben mit sich herum, fügte er hinzu; aber er habe sich immer gescheut in's Pfarrhaus zu gehen: Herr Collinson sey so gar bös!

Hastig eröffnete Marie das Schreiben ihrer Freundin. Es enthielt die dringendste Bitte: Marie möge nach dem Tode ihrer Mutter ja bei keinem andern ihren Aufenthalt nehmen, als bei ihrer alten Freundin, der jetzigen Frau Samson.

Der Knabe hatte sich sogleich entfernt. Während der Weiterfahrt konnte Marie ihre Thränen nicht zurückhalten. Sie sprach laut ihren Kummer darüber aus, daß sie nicht vor ihrer Verheirathnug von diesem Vorschlage ihrer Freundin Kenntniß gehabt habe. Bis jetzt hatte noch niemand Theil an Marien's unglücklichem Loose genommen; ihre Begleiterin war das erste menschliche Wesen, welches ein inniges und aufrichtiges Mitgefühl zeigte. Marie fühlte sich von dieser Theilnahme so ergriffen, daß sie ihr ganzes Herz vor der Frau ausschüttete. Auch diese hatte bemerkt, daß Collinson in der letzten Zeit einige unerträgliche Gewohnheiten angenommen habe. Das Schicksal der armen Marie hatte sie auf's Tiefste bewegt. Sie sprach jetzt mit vielem Eifer alles mögliche Üble von dem Pfarrer und fügte hinzu: „ich an ihrer Stelle würde mich von diesem Tyrannen los zu machen suchen, und lieber mit Handarbeit meinen Unterhalt erwerben, als länger in seiner Nähe bleiben!"

Dieser Gedanke war Marien neu. Er schien ihr aber so richtig, daß sie sich wunderte, nicht schon früher darauf verfallen zu seyn.

„Ja!" rief sie plötzlich aus: „ich will mich losreißen von dieser Kette, die man mir wider meinen

Willen angelegt hat. Ich will arbeiten Tag und Nacht, um ein elendes Leben zu fristen: nur fern von diesem Peiniger und sicher vor seinen Verfolgungen!"

Ihre Begleiterin war tief gerührt. Sie versprach, ihr in diesem Vorhaben auf alle Weise zu dienen. Jeden Abend, so versicherte sie, fahre der Londner Postwagen an dem Hause von Collinson's Oheim vorüber. Marie mußte nur den Muth haben, diese Fahrt allein zu unternehmen; schon am nächsten Morgen lange sie in London bei ihrer Freundin an, wo Niemand sie weder suchen noch finden werde.

Marie sah sich von ihrem Manne mit vieler Zärtlichkeit empfangen; aber sie konnte ihren Abscheu nicht verbergen. Darüber brach Collinson auf's Neue in Wuth aus, und behandelte seine junge Gattin auf die unwürdigste Weise. Von ihrer Reisegefährtin unterstützt, begab sich Marie in ihr Zimmer. Hier wurde die Ausführung ihrer Flucht noch auf den heutigen Abend festgesetzt.

Sie gelang ohne Hinderniß. Während Collinson an dem Bette des kranken Verwandten beschäftigt war, schlich Marie zitternd aus dem Hause, aber

doch von der Hoffnung einer glücklichern Zukunft belebt. Ihre neue Freundin hatte sie mit Geld und Wäsche versehen. Ihr Gesicht war verhüllt, ihre schöne Gestalt durch einen weiten Mantel entstellt. Zu Marien's großer Beruhigung befand sich in dem Wagen nur ein ältliches Frauenzimmer. Mit Thränen trennte sich Marie von der gutmüthigen Frau, welche ihr durch Rath und That so uneigennützig gedient.

Eine Centnerlast fiel von der Brust der Flüchtigen, als die Pferde anzogen, um sie für immer aus der Nähe eines Gatten zu bringen, der gegen sie ein Ungeheuer geworden war. Keine Widerwärtigkeit störte die Fahrt. Am nächsten Morgen langte Marie in London an. Ihre Reisegefährtin nahm von dem Postbüreau in Piccadilly aus einen Miethwagen und setzte Marien vor dem Hause der Frau Samson ab, von der sie mit vieler Freude und Herzlichkeit empfangen wurde. Eine gleiche Aufnahme fand sie bei Jenny's Gatten, einen sehr ruhigen und thätigen Mann, der mit einer großen Gutmüthigkeit eine eben so große Gradheit verband.

Marien's Rathgeberin hatte ihr fest eingebunden, Niemanden, wer es auch sey, ihre Heirath ahnen zu

lassen. Sie galt also immer noch für Miß Cecil. Wenn es ihr auch wehe that, in diesem Punkte ihre Freundin zu hintergehen, so sah sie doch selbst zu *sehr* die Nothwendigkeit einer solchen Geheimhaltung ein, um sich nicht diesem Zwange zu unterwerfen. Die Rückkehr zu ihrem Quäler war das Schrecklichste, was ihr begegnen konnte. Alles mußte aufgeboten werden, dieser zu entgehen. Zu jener Zeit las man nur die Heirathen angesehener und bedeutender Personen in öffentlichen Blättern; Herr und Frau Samson hatten überdem wenig Zeit, ihre Aufmerksamkeit den tausenderlei Bekanntmachungen zu schenken, welche täglich in London ausgegeben werden. Wie hätten sie auch auf den Gedanken kommen können, ihre liebe Miß Marie Cecil sey die entflohene Frau eines — Landgeistlichen. Ihren Freunden wurde sie als eine Waise von guter Herkunft vorgestellt, welche bei irgend einer angesehenen Dame als Gesellschafterin unterzukommen wünsche.

Marie erlangte in diesem friedlichen Aufenthalte bald ihre Gesundheit und ihre Kräfte wieder. In ihrem ganzen Glanze blühte auf's Neue ihre Schönheit empor. Sie war immer auf das Emsigste bemüht, ihren wohlwollenden Freunden die innigste

Dankbarkeit an den Tag zu legen und that dieses mit einer solchen Anmuth, daß ihre Hausgenossen sie täglich lieber gewannen. In den Laden durfte Marie nicht gehen: das litt Frau Samson nicht. In der Stille eines Gartenzimmers war sie fortwährend mit leichter Arbeit für die Familie Samson beschäftigt.

Seit einigen Jahren hatte Herr Samson den ersten Stock seines Hauses für einen bestimmten Monat an den einzigen Sohn eines schottischen Großen vermiethet. Der alte Lord starb und sein Sohn, Lord Rosedew, sollte auf den Rath der Aerzte sich in das mittägliche Frankreich begeben. Das in seiner Familie erbliche Brustübel hatte seine Gesundheit zerrüttet. Lord Rosedew wollte wie gewöhnlich einen Monat in London zubringen, und dann mit der ersten Gelegenheit nach dem festen Lande übersetzen.

Man bereitete Alles zu seinem Empfange. Marie hörte von Herrn und Frau Samson so vieles Gute über Lord Rosedew, daß sie nicht ohne Neugierde seiner Ankunft entgegensah. Endlich war der Lord im Hause; aber mehrere Tage gingen vorüber, ohne daß Marie Gelegenheit fand, ihren Wunsch zu befriedigen.

Eines Morgens war sie im Wohnzimmer der Familie beschäftigt. Sie sang dabei eine altenglische Romanze für sich hin. Es war ein rauher und neblicher Tag. Plötzlich trat ein junger Mann im Hauskleide in das Zimmer; er trug eine Schale mit Bouillon in der Hand und näherte sich dem hell lodernden Caminfeuer. Als Marie und der junge Mann sich erblickten, kamen beide in Verlegenheit. Er setzte sich, nachdem er stammelnd einen Gruß hervorgebracht, zum Feuer; sie betrieb um so emsiger ihr Geschäft.

Jetzt hatte Marie Zeit, ihre Bemerkungen zu machen. Das war ohne Zweifel Lord Rosedew. Er trug tiefe Trauer, sein kastanienbraunes Haar fiel nachläßig hernieder. Aus den vollkommen regelmäßigen Zügen des Antlitzes blickten die dunkeln, blauen Augen mit einem eignen Ausdrucke. Er war groß und schlank gewachsen; in dem Tone seiner Stimme, wie in seinen Mienen lag eine ungemeine Sanftmuth.

Nach und nach kam eine Art von Unterhaltung in den Gang. Lord Rosedew konnte bemerken, daß das reizende junge Frauenzimmer, mit dem er sprach, von der Natur mit gleicher Huld geistig und körper-

lich ausgestattet sey. Sie benahm sich bei Allem mit so vielem Anstande, daß der junge Irländer sie mit Entzücken verließ.

Jeden Morgen genoß Lord Rosedew nun seine Bouillon in Mariens Gesellschaft. Seine Abreise wurde immer weiter hinausgeschoben, sein Gesundheitszustand gab die erfreulichste Hoffnung. Endlich war von der Abreise nicht mehr die Rede. Lord Rosedew und Marie fanden ein geheimes, aber um so größeres Wohlgefallen an einander. Dieses stieg von Tage zu Tage. Es sprach in Blicken, in kleinen Dienstleistungen, in manchem empfangenen und erwiderten Drucke der Hand. Da ward Lord Rosedew plötzlich außer seinem Zimmer nicht mehr sichtbar. Marie fühlte sich von allen Empfindungen eines liebenden und besorgten Gemüths ergriffen. Von dem Diener des Lords vernahm sie, er sey zwar nicht krank, aber in einem sehr niedergeschlagenen Geisteszustande. Mehrere Tage blieb Lord Rosedew von Marien fern. Frau Samson bemerkte bald eine Veränderung in Mariens ganzem Wesen. Diese war zerstreut, bleich, in sich gekehrt und muthlos. Die verständige Frau errieth leicht den Grund. Marie selbst konnte sich nicht verbergen, daß endlich die erste Liebe ihr Inneres beherrsche.

Lord Rosedew erschien wieder. Frau Samson blieb nun immer zugegen, wenn er in das Wohngemach trat. Marie ward wieder heiter, sie erzählte von ihren Eltern, von dem unglücklichen Loose ihres Vaters, der als ein Anhänger der Stuarts gefallen. Lord Rosedew schenkte ihr das aufmerksamste Gehör. Er war ein Schotte; die Sache des vertriebenen Königstammes lag seinem Herzen nahe. Mariens reiche Einbildungskraft vermochte ihren Vortrag so angenehm auszustatten, daß selbst Frau Samson großes Vergnügen daran fand.

Zu Mariens großem Leiden wurde Lord Rosedew von einem neuen Anfalle seines Brustfiebers ergriffen. Er erhielt von seiner Mutter und seinen Freunden die dringensten Briefe mit der Bitte, seine Reise nach Nizza zu beschleunigen. Lord Rosedew entschloß sich endlich hierzu, aber nicht ohne Marien wollte er reisen, nur in ihrer Nähe hatte das Leben noch Freuden für ihn. Er vertraute sich der Freundin seiner Geliebten und erklärte zugleich, daß sein Entschluß, sich mit Marien zu verheirathen, unumstößlich sey, in wofern sie nicht selbst sich dagegen erkläre. Frau Samsom hatte von dem Edelmuthe Lord Rosedew's nichts Anderes erwartet. Auch mußte

sie die Gründe billigen, welche Lord Rosedew bewogen, diese Verbindung anfangs vor den Seinigen geheim zu halten. Herr Samson sollte Marien nach Amiens begleiten; dort wolle der Lord sie erwarten, um mit ihr den glücklichsten Augenblick seines Lebens zu begehen.

Als Marien der Antrag des Lord Rosedew mitgetheilt wurde, fühlte sie sich von einer freudigen Exaltation ergriffen. Die Gegenwart sprach sie an mit aller ihrer Herrlichkeit, die Aussicht in die Zukunft war entzückend: da mußte denn wohl die Vergangenheit in ein Nichts versinken, verschwunden seyn für immer wie ein böser Traum. Aber die Nemesis schlummert wohl, doch stirbt sie nicht.

Alles wurde nach dem Wunsche des Lords ausgeführt. Ein englischer Geistlicher vollzog die Trauung. Aber in den Taumel des Glückes, in das Entzücken der Liebe drängten sich plötzlich die Furien einer frühern Zeit. Kaum hatte Marie das entscheidende Ja ausgesprochen, so sank sie, von schrecklichen Erinnerungen ergriffen, ihrem Gatten vor dem Altare besinnungslos in die Arme. —

Dieser Zufall blieb ohne Folgen. Die jungen Gatten begaben sich nach Paris. Hier führte Lord

Rosedew seine reizende Gemalin in die glänzendsten Zirkel. Man sollte sie bewundern, ihn beneiden und als den glücklichsten Gatten erkennen! Marie fand wenige Freude an den Huldigungen der großen Welt; dagegen konnte jede Liebkosung des Lord Rosedew, jeder kleine Beweis seiner Zärtlichkeit sie mit neuem Entzücken erfüllen.

Von Paris reis'ten sie zu der großen Weltstadt an der Tiber. Hier brachten sie den Winter zu. Marie, in den frühern geselligen Kreisen der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, gab ihm nie Gelegenheit zu der mindesten eifersüchtigen Unruhe; allein ein Zweifel anderer Art flößte ihm Besorgniß ein. In den Gesellschaften, welche die beiden Gatten besuchten, fanden sich oft katholische Geistliche vom höchsten Range, und von dem liebenswürdigsten Betragen. Nicht selten unterhielt man sich über religiöse Grundsätze. Mariens lebhafte Phantasie hatte in den glänzenden Gebräuchen des römischen Cultus eine eigene Nahrung gefunden. Mit vieler Aufmerksamkeit hörte sie die geistreichen Erklärungen jener Geistlichen an. Lord Rosedew, dessen Vorfahren längst zu der protestantischen Kirche übergegangen waren, glaubte bei Marien eine empor-

keimende Neigung zum Catholicismus zu erkennen. Durch eine plötzliche Abreise gedachte er, jeder bösen Folge zuvorzukommen. Marie hatte die Aussicht, bald Mutter zu werden; man beschloß, in Nizza, dem erst bestimmten Reiseziel, ihre Niederkunft zu erwarten.

Hier sah Lord Rosedew bald ein, daß ihn seine Meinung irre geführt. Marie hing mit unumstößlicher Festigkeit an den Grundsätzen ihrer Kirche, aber eine tiefe Trauer bemächtigte sich ihres ganzen Wesens. Oft schwammen ihre schönen Augen in Thränen, ohne daß sie selbst es bemerkte. Wenn Lord Rosedew sie dann mit zärtlicher Besorgniß an seine Brust schloß, so riß sie wohl in stürmischer Heftigkeit sich los und verschloß sich in ein entlegenes Gemach. Lord Rosedew vermehrte seine liebevolle Aufmerksamkeit; er schrieb das Benehmen seiner Gattin der Furcht vor der Nähe des verhängnißvollen Augenblickes zu. Dieser trat ein: Marie genas eines schwächlichen Knäbleins. Wider den Rath der Aerzte bestand sie darauf, das Kind selbst zu stillen. Dieses wurde täglich kränklicher und starb nach drei Monden.

Die armen Eltern wurden in den tiefsten Kummer versenkt. Marie bekam jetzt häufige Nerven-

zufälle, denen immer eine große Schwäche folgte; Lord Rosedew's Gesundheit verfiel mit der seiner Gattin. Schwermüthig und einsam schlichen ihre Tage dahin. Da wurde der Lord mit einemmale durch die größten Zeitereignisse zu einem plötzlichen und entscheidenden Entschluß bewogen.

Lord Rosedew erhielt von seinen Freunden die wichtigsten Nachrichten. Der Prätendent machte damals einen letzten Versuch, sich des Thrones seiner Vorfahren zu bemächtigen. Jeder bedeutende Mann schloß sich einer von den beiden Parteien an. Lord Rosedew's lange Abwesenheit aus seinem Vaterlande, seine Heirath und sein Aufenthalt in dem Lande, welches die Absichten des Prätendenten begünstigte, machten ihn in den Augen des Hofs verdächtig. Er beschloß der Verläumdung keck entgegen zu treten und sie durch seine Gegenwart Lügen zu strafen.

Er eilte sogleich zu Marien, um ihr seinen Plan, in den ersten Tagen nach England zurückzukehren, mitzutheilen. Eine Todesbläße überzog das Antlitz der reizenden Frau. Sie konnte dem Gatten nur abgebrochene Reden ohne Sinn erwiedern. Da drang dieser mit aller Macht der liebevollsten Bered-

samkeit in Marien, sich endlich ihm zu vertrauen und den Schleier zu heben von dem furchtbaren Geheimnisse, das sie ja vereint leichter zu tragen vermöchten. Zu seinem Erstaunen warf sich Marie ihm mit verzweiflungsvollen Geberden zu Füßen und rief aus:

„Ja! Ich will die Brust entledigen der Last, die jedes frohe Lebensgefühl darniederdrückt. Ich will Dir Alles gestehen; aber, das versprich mir, Du mußt mich nicht hassen! Dein Haß wäre ärger als Tod!"

Höchst erschrocken über diesen heftigen Ausbruch, suchte Lord Rosedew seine Gattin mit den sanftesten Worten zu beruhigen. Sie möge nicht länger verbergen, was sie quäle, fügte er hinzu: seiner Verzeihung könne sie im Voraus gewiß seyn!

„Nun denn," sprach Marie mit leiser Stimme jetzt weiter: „Du sollst es wissen. Du magst ermessen die Größe meines Elendes. Ich war schon verheirathet, ehe ich dich kannte, und jenes Band ist noch nicht gelös't."

„Unmöglich!" schrie Lord Rosedew. „Du bist nicht bei Dir, Marie. Eine schreckliche Selbsttäuschung hintergeht Dich."

Da schüttelte Marie sanft das Haupt und berichtete nun mit größerer Gelassenheit ihr früheres Verhältniß zu Collinson und ihre Flucht nach London. Sie selbst machte sich die heftigsten Vorwürfe, eine so wichtige Sache ihrem Gemal verheimlicht zu haben. Die Hoffnung, Mutter zu werden, ward ihr durch den schrecklichen Gedanken verbittert, daß ihr Kind unrechtmäßig seyn und dieses schuldlose Wesen so die Strafe ihrer Schwäche tragen würde. Während dieser Erzählung hatte sich die größte Leidenschaftlichkeit wieder der armen Marie bemächtigt; ihre Rede ging in ein dumpfes Weinen über. Ihr Gatte überdachte mit Besonnenheit alle Motive dieses seltsamen Benehmens. Mariens einfache Erziehung, ihre unerfahrene Jugend, ihre Liebe zu ihm und das tiefe Leid, welches sie so lange still und geheim erduldet, sprachen zu laut in seinem Herzen. Er schloß sie mit der alten Zärtlichkeit an seine Brust und zeigte ihr die mildeste Theilnahme. Seinen Liebkosungen, seinem innigen Mitgefühl gelang es, ihrem Geiste und ihrem Herzen einen Theil der langentbehrten Ruhe wiederzugeben. Jenes Band könne leicht getrennt werden, versicherte er: ihm sey für diesen Zweck kein Opfer zu groß!

Nun legte auch Marie die lebhafteste Sehnsucht nach dem Vaterlande an den Tag. In Collinson's freiwilliger Entsagung hoffte sie den innern Frieden und das Glück ihres Bundes mit Lord Rosedew wieder zu befestigen. Ungeachtet des bedenklichen Gesundheitszustandes, in dem sich beide Gatten befanden, wurde die Reise nach England unternommen. Sie schifften sich in einem niederländischen Hafen ein, um sich nach des Lords Gütern in Essex, wo man ihn erwartete, zu begeben. Die Ueberfahrt wurde durch widrige Winde zu einer ungewöhnlich langen Dauer ausgedehnt. Indessen fühlte sich Marie von Stunde zu Stunde übler; sie wurde von einer allgemeinen Schwäche befallen, so daß sie kaum noch reden und sich bewegen konnte. Als endlich an einem heitern Mittage das Fahrzeug sich den Küsten der Heimath näherte, schien Marie auf das Neue belebt. Sie verlangte auf das Verdeck getragen zu werden. Lord Rosedew, der sie mit der zärtlichsten Besorgniß gepflegt, genügte ihrem Verlangen. Da lagen mit einem Male die Küsten des theuern Vaterlandes sonnebeglänzt vor der Kranken. Sie breitete die Arme nach dem Strande.

„Da ist der geliebte Boden!" sprach sie leise:

„aber mein Fuß wird ihn nimmer betreten! Mich ruft es mit übermächtiger Gewalt in die rechte Heimath, zu der vorangegangenen Mutter!" Schwach drückte sie Rosedew's Hand; ihr letzter Blick ruhte mit Innigkeit auf dem Gatten: der stille Genius tauchte seine Fackel in den rauschenden Strom der Vernichtung. —

In diesen Tagen hatte der Prätendent seine Landung bewerkstelligt. Alle Gemüther waren empört; rasende Parteien standen einander gegenüber. Noch blieb die Sache der Stuart's unentschieden. Sie allein beschäftigte die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Passagiere des Paketbootes, höchst begierig, die neuesten Ereignisse der Zeit kennen zu lernen, achteten wenig auf das, was im Augenblicke der Landung sich auf dem Schiffe begab. Lord Rosedew stand allein in seinem furchtbaren Schmerze, ohne Theilnahme, ohne Freund. Mit der höchsten Anstrengung seiner Kräfte hielt er sich aufrecht. Gegen Abend ließ er den Leichnam Mariens durch seine Diener in den am Hafen gelegenen Gasthof bringen.

Die Ankunft des Lord Rosedew, welche am nächsten Morgen bekannt wurde, erregte Unruhe und Mißtrauen. Seine Familie war immer den

Stuart's geneigt gewesen: unter den gegenwärtigen Umständen war das genug, ihn verdächtig zu machen. Noch am nemlichen Morgen empfing er von verschiedenen Seiten Warnungen. Er entschloß sich, die Bestattung der Ueberreste seiner theuern Gattin zu beschleunigen und dann sogleich nach seinen Gütern zu eilen. Mit übermenschlicher Gewalt hielt er unter diesen Stürmen sich aufrecht. Es war das helle Leuchten eines bald verlöschenden Lichts.

Es ist bekannt, wie leicht und schnell in den Zeiten politischer Unruhen die abgeschmacktesten und thörichtesten Gerüchte Glauben gewinnen. Während der Leichenzug, durch den Lord Rosedew das Andenken seiner Gemahlin zu ehren gedachte, sich der geweihten Stätte näherte, verbreitete sich mit reißender Geschwindigkeit die Sage: in dem Sarge sey keine Todte befindlich, sondern er berge einen großen Schatz von Gold und Edelgesteinen, welcher zu seiner Zeit von einem Boten des Prätendenten in Empfang genommen werden solle. Mehrere eifrige Gegner der Stuart's eilten sogleich zu dem Major des Städtchens und nöthigten diesen, ihnen zu folgen.

Lord Rosedew hatte keine Ahnung von dem

Vorgehenden. In dumpfer Verzweiflung folgte er den theuern Ueberresten. Man trat in die Kirche; der dienstthuende Geistliche stand harrend am Altare, um der Entschlummerten den letzten Segen mit in die Gruft zu geben. Allein in dem Augenblicke, da der Sarg zu seinen Füßen niedergesetzt wurde, eilte der Major mit Gerichtsdienern herbei und befahl im Namen des Königs, den Sarg zu öffnen.

Lord Rosedew widersetzte sich nicht. Alle Aeusserungen wilder Leidenschaftlichkeit verstummten bei dem Anblicke der noch immer reizenden Marie. Die Züge ihres Antlitzes hatte der Tod nicht entstellt; der Frieden des Himmels, der jetzt in ihnen wohnte, hatte sie verklärt. Aber mit einem Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens stürzte der Priester auf den Sarg zu.

„Marie! Meine Gattin!“ so rief er mit erstickter Stimme und sank ohne Besinnung neben die Leiche nieder.

Es war Collinson. Er wurde ohnmächtig hinweggetragen; ein andrer Geistliche brachte die Trauerceremonie zu Ende. —

Lord Rosedew überlebte seine Gemalin nur wenige Wochen. In seinem Testamente setzte er dem

unglücklichen Collinson eine Summe aus. Dieser hatte den Lord bisher als den Feind seiner Ruhe und seines Glücks betrachtet; allein er gewöhnte sich daran, seiner und der armen Marie mit Dankbarkeit und Mitleid zu gedenken.

Glosse.

Wie mit süßen Flötenstimmen
Rufen alle goldnen Sterne:
Muß noch manche Woge schwimmen,
Deine Lieb' ist in der Ferne.

Tieck.

Soll ich das Geschick verklagen,
Mit dem Spruch der Zeiten rechten,
Daß, nur Liebesleid zu tragen,
Liebe wollte mich verflechten?
Oder soll ich stets in Thränen,
Von der Sehnsucht ausgesogen,
Zwischen Wünschen, zwischen Wähnen,
Jammern, daß ich so betrogen?
Oder muthig aufwärts streben,
Felsenhöhen zu erklimmen?
Liebe ruft zum goldnen Leben,
Wie mit süßen Flötenstimmen!

„Nun so stähl' dich mit den Waffen,
Die dir sonst die Brust umschlossen,
Muth nur kann das Glück erschaffen,
Thränen nutzlos sind vergossen.

Nimm die alten Waffen wieder,
Lebensdrang und Jugendfreude,
Becherlust und Klang der Lieder,
Solche Waffen, solch' Geschmeide.
Nimm die Waffen, dem Geschicke
Trotze. Sieh', es winkt die Ferne
Und zum schönsten Lebensglücke
Rufen alle goldnen Sterne."

Ach! mir ist der Muth erstorben
In der Sehnsucht Thränenfluthen;
Waffen sind im Rost verdorben,
Da des Herzens Wunden bluten;
Ferne will vergebens locken,
Denn gelähmt sind mir die Schwingen.
Auge werde nimmer trocken,
Nie werd' ich zum Siege dringen.
Eh' auf stillen Todeswegen,
Wo verhallt die Lebensstimmen,
Sieg mir selber kommt entgegen,
Muß noch manche Woge schwimmen.

"Nun so will ich Worte nennen,
Die Begeist'rung in dir wecken,
Die zur Kraft in dir entbrennen,

Weit verscheuchen Angst und Schrecken;
Die in seinem düstern Grabe
Deinem Muthe neues Leben
Künden, und der Waffen Habe
Wieder deinem Geiste geben:
Die, auf Erden, so die Götter,
Strahlender als Sonn' und Sterne,
Zeigten unter Schicksalswetter,
Deine Lieb' ist in der Ferne!

Der Schlaf eines Kindes.

Ist es nicht, als sähest Du in den reinen Frühlingshimmel, wie er oft zu Anfange des Lenzes sich als ein kristallenes Gewölbe über uns erhebt, wenn Du in das Antlitz eines schlummernden Kindes schauest, dessen bewußtloses Lächeln Dir den noch unbefleckten Glanz des inneren Himmels verräth? Noch hat der giftige Hauch der Leidenschaften diesen klaren Spiegel nicht getrübt; noch hat kein Sturm des Lebens den heitern Himmel mit Wolken umzogen; alle frohen Blüthen, welche den lieblichen Garten der kindischen Welt schmücken, stehen ungeknickt und unverwelkt, und mahnen uns zu wehmüthiger Sehnsucht nach der flüchtig entschwundenen, frühen Vergangenheit. In diese Brust ist noch kein Gedanken des allgemeinen Elendes gedrungen, das verderblich über die Erde durch die Herzen der Menschenkinder zieht und sie zu Leichensteinen ihrer

Hoffnungen erkaltet und erhärtet; da hat noch keine Thräne, dem Gemüthe schmerzhaft entquollen, die unauslöschbare Spur eingebrannt und — wenn ein Traum diese reine Phantasie durchzieht, wenn dieses ruhige Herz in rascherer Erhebung schlägt: dann ist es der Kuß eines Engels, der das junge Leben und das schuldlose Herz segensvoll berührt.

Die Welt im Auge.

Wie schön ist doch die Gotteswelt
Vor meinem Blicke aufgestellt,
Und wo blieb alle diese Pracht,
Wär' es in meinem Auge Nacht?

Wär' es in meinem Auge Nacht,
Nicht Licht darinnen angefacht,
Dann säh' ich auch mein Bräutlein nicht,
Das liebe Engelsangesicht.

Das Angesicht, wohl schöner mir
Als aller Blüthenauen Zier,
Das Auge nicht, in dem die Welt
Noch schöner geistig dargestellt.

O Welt im Aug', du herrlich Licht,
Aus dem die Himmelswonne bricht,
O Welt im Auge, bleibe klar,
Und was du sprichst sey treu und wahr.

Die Rache lebt.

Der Freiherr von Daubensee besaß an dem Gestade des baltischen Meeres, aus dessen Schoos in diesen Gegenden riesige Felsengipfel zum Himmel steigen, ein Schloß, ihm angestammt aus den vergangenen Zeiten großherziger Ahnen. Hier lebte er mit seiner einzigen Tochter, einer reizenden Brunette von achtzehn Jahren. Aber der Freiherr hatte nicht die fromme Sitte der Vorfahren geerbt, noch ihre treue Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland; frühe schon war er zu einem Verwandten nach Frankreich gezogen und hatte dort, während eines langjährigen Aufenthalts, eine Vorliebe für den glänzenden Ueberwurf des ausländischen Lebens und die leichte aber blendende Bildung jenes Volkes in sich gesogen, welche ihn die eigene Heimath und die alte herkömmliche Art und Weise verachten lehrte. Als sein Vater gestorben, vermählte er sich mit einer jungen Fran-

zöſin und zog mit ihr auf die ererbten Güter. Manon aber unterlag dem rauhen Clima und ſtarb im erſten Wochenbette, das einem blühenden Töchterchen den Anblick des Lichts und der Welt eröffnete. In dieſem Abbilde der frühe geſchiedenen Mutter ſchwelgten des Freiherrn Erinnerungen und er gedachte, auch dereinſt die Unvergeßliche, ſowohl im Geiſte als Geſtalt, in der herangewachſenen Tochter wieder aufblühen zu ſehen. Deshalb ſandte er auch die kleine Iſaure frühzeitig in eine Erziehungsanſtalt der franzöſiſchen Hauptſtadt, aus der ſie erſt im ſiebenzehnten Jahre, geſchmückt mit allen Reizen holdſeliger Jungfräulichkeit, zum Vaterhaus zurückkehrte. Allein ihrer Liebenswürdigkeit fehlte die Blüthe des Gemüths, das Sinnige und Herzliche, ich darf wohl ſagen: das Deutſche. Jener trügliche Schimmer lieh ihr ſeine Strahlen, der in ſeiner blendenden Ueberraſchung zwar die Herzen beſiegt, allein mit des Unbeſtands Flüchtigkeit auch ſtets nach neuen Siegen jagte. Der Freiherr war glücklich in dem Beſitze ſeiner alſo ausgeſchmückten Tochter, und fand in ihrer äußern und innern Bildung alle ſeine Wünſche befriedigt. Abgeſchloſſen in dem Bezirke ſeines Gutes, gemieden von den ſchlicht und deutſch geſinnten Nach-

barn, deren Umgang auch er nicht suchte, lebte er nur ihr, die dagegen in den Schätzen, der an Ausländern reichhaltigen Bibliothek, ergiebige Fundgruben für ihre Wiss- und Forschbegierde fand. So waren zwei Jahre hingeschwnnden, und noch hatte Isaurens Herz geschwiegen. Für wen hätte es auch laut werden sollen, da des Freiherrn Schloß eine Einsiedelei mitten in der ringsum treibenden und freudigen Welt war?

Da trat ein Ereigniß ein, welches diesem Leben plötzlich eine andere Wendung gab. In einer dunkeln und stürmischen Nacht wurden die Bewohner des Schlosses durch eine ausbrechende Feuersbrunst erweckt, welche, ehe sie gewahrt wurde, bereits den untern Stock des linken Schloßflügels — worin ein Saal mit den Gemälden der Vorfahren — verzehrt hatte. Das Geheul der Sturmglocke im nahe gelegenen Dorfe schallte durch die Lüfte und rief nach Hülfe und Rettung. Da eilte Alles herbei und selbst die Gutsnachbarn, welche den Freiherrn immer gemieden, kamen zur menschenfreundlichen That. Der Freiherr ordnete selbst mit Ruhe und Geistesgegenwart die Löschanstalten, aber plötzlich rief er mit gräßlichem Tone: „Meine Tochter, wo ist meine

Tochter?" und forschte mit Blicken der Verzweiflung nach der Vermißten, deren Schlafgemach sich gerade über dem brennenden Theile des Gebäudes befand. Wie rasend lief er nach einer noch unversehrt stehenden Seitentreppe und stürmte hinauf durch den glühenden Qualm in die Zimmer der Tochter, aber das Gemach war leer und schon krachte unter ihm das Gebälk und die Flamme leckte durch einzelne Risse im Fußboden. Er flog wieder hinab; da trat aus der Menge ein schöner junger Mann hervor und führte ihm die verloren gegebene Tochter, mit den Worten entgegen: „Hier, Herr Baron, ist ihre Tochter. Ein Deutscher hat sie gerettet, halten Sie darum die Deutschen in Zukunft nicht mehr so gering." Der Jüngling verschwand, und mit Beschämung hielt der Freiherr die Gerettete in seinen Armen. Bald wurde das Feuer gelöscht, und jener linke Schloßflügel mit dem, von dem Freiherrn nicht sonderlich geachteten Ahnensaal und Isaurens Zimmer war eine Beute der Flammen geworden.

Am folgenden Tage forschte der Freiherr nach dem heldenmüthigen Jünglinge, der die ohnmächtige Tochter mitten aus den Flammen herausgekämpft, und erfuhr, daß Bruno von Silbeck, der jüngere

Sohn eines benachbarten reichen Gutsbesitzers, die kühne That ausgeführt. Sobald es die Gesundheit Isaurens, welche von dem Ereignisse heftig angegriffen worden war, erlaubte, fuhr Daubensee mit der Tochter nach dem Gute des Herrn von Silbeck. Ein ehrwürdiger Greis im Silberhaare empfing die Gemeldeten, neben ihm stand mit niedergeschlagenen Blicken der blühende Sohn, Isaurens Retter. Noch wußte der Alte nichts von des Sohnes edler That; des Jünglings Bescheidenheit hatte ihm nicht gestattet, davon zu sprechen. Des Freiherrn und der reizenden Tochter Danksagungen gaben ihm die erste Kunde. Gerührt umarmte er den geliebten Sohn, dessen Herz durch den Anblick und die Nähe der schönen Isaure, welche aus der blassen weissen Rose jener gefahrvollen Nacht eine hochblühende Centifolie geworden war, in eine bis jetzt noch ungeahnte Wallung gerathen.

Von diesem Augenblicke an besuchte Bruno von Silbeck sehr oft, und bald fast täglich das Schloß des Freiherrn von Daubensee. Isaure hatte Gefallen an dem herrlichen Jünglinge, der in ihrer Lieblingsbeschäftigung, der Musik, ihr treuer und gefälliger Begleiter war; ihr frohes Gemüth sehnte sich

nach Zerstreuung, und so war Bruno, wenn ihm auch der Schimmer einer höhern gesellschaftlichen Bildung fehlte, die in den Augen Isaurens, ihrer Erziehung gemäß, den Werth des Menschen bestimmte, ihr immer eine angenehme Erscheinung. Aber in des Jünglings Seele schlug die unauslöschliche Flamme einer wahren Liebe, der ersten, die dieses tief empfindende Herz bewegte, mit unnennbarer Gewalt empor. Isaure schien ihm das Ideal zu seyn, daß schon längst die herrlichsten Träume seines Herzens belebte, in Isauren glaubte er sie gefunden zu haben, die ihm das irdische Daseyn zum Paradiese zaubern sollte. Er trug in seinem Busen jene hohe Idee der Liebe, die in ihrer Reinheit und Tiefe uns Deutschen vor allen andern Nationen eigen zu seyn scheint. Isaure betrachtete diese Leidenschaft dagegen, nach französischen Grundsätzen, wie ein angenehmes Spielzeug, das man nach Gefallen aufnehmen und wieder wegwerfen könne.

Auch der alte Silbeck kam oft nach Daubensee; seinem Scharfblicke war die Neigung des Sohnes nicht entgangen, und er erfreute sich in dem Gedanken, die reizende Isaure als seine künftige Schwiegertochter ansehen zu können. Der Freiherr nahm beide

Gäste mit der Artigkeit auf, welche ihm sein langer Auffenthalt in dem Lande, wo äussere Politur der Götze des Lebens ist, eigen gemacht hatte, und zeigte ihnen die Zuvorkommenheit, welche dem Retter seiner Tochter und dessen Vater gebührte; Isauren traute er zu viel Klugheit zu, als daß sie einem jungen Menschen, der, wie der Freiherr wähnte, ihr an Geist weit nachstehe, eine Blöse ihres Herzens zeigen werde.

Der alte Silbeck hatte aus den Stürmen des Lebens ein heiteres Gemüth und ein reines Gewissen gerettet. Frühe schon hatte er mit seiner Gattin, nachdem diese ihm zwei Söhne geboren, sich entzweit; die junge Frau opferte dem Luxus und der Verschwendung, und ihr Gatte sah in dem Fortgange einer solchen Handlungsweise dem Ruin seines Vermögens entgegen. Die ruhigen Vorstellungen Silbeck's waren der ewige Zankapfel im häuslichen Leben; da entschlossen beide Gatten sich, entfernt und getrennt von einander zu leben. Sie nahm den älteren Knaben, Eduard, zu sich; er behielt den jüngeren, seinen Liebling Bruno. Frau von Silbeck begab sich nach Lyon, zu einer verheiratheten Schwester und lebte dort von ihrem Vermögen, ohne

die von dem Gemal ihr ausgesetzte Pension anzunehmen. Sogar jede Verbindung durch Briefwechsel brach sie ab. So war Bruno unter Aufsicht seines biedern Vaters herangewachsen, ohne seine Mutter zu kennen oder zu lieben. Isaure hatte sich nach und nach an die Gesellschaft Bruno's so sehr gewöhnt, daß es ihr eines Tages, an dem sie mit ihm einen Spatziergang nach dem hohen Rauhenstein, einer weit in das Meer hervorragenden Felsenklippe, verabredet hatte, auffallend war, ihn erst wenige Augenblicke vor der bestimmten Zeit eintreffen zu sehen. Bruno war verstört und sein Äußeres verrieth die innere Bewegung deutlich; er hatte nach langem Kampfe endlich einen festen Entschluß gefaßt. Er wollte heute der Heißgeliebten seine Liebe gestehen und in ihrem Geständnisse Himmel oder Hölle finden. Ein heiterer Nachmittag, der einen herrlichen Sonnenuntergang versprach, war der Begleiter der beiden jungen Leute. Als sie auf der Höhe des Rauhensteins angelangt waren, neigte sich das Gestirn des Tages zu seinem goldnen Grabe. Das unermeßliche Meer dehnte sich tief unter ihren Füßen aus und die bewegten Wellen, von den Strahlen des fallenden Himmelslichtes durchbebt, glänzten

herauf, als unzählige Diamanten des reinsten Wassers. Fernherüber blickten die blauen Berge entlegener Inselgruppen, Schiffe mit schwellenden Segeln, Bilder des Lebens, flogen im magischen Dufte auf der gekräuselten Fläche hin, und ein leichtes Wetterleuchten in Süden erhöhete auf Augenblicke die hellen Tinten des Gemäldes. Isaure hing mit feuchten Augen an dem herrlichen Schauspiele, sie war tief bewegt. Aber auf das Herz des liebenden Jünglings stürmte die Aussenwelt, mit der Innenwelt im Bunde, heftig ein und der Drang der Seele trieb ihn zur Ausführung des fest gefaßten Entschlußes. Da stürzte er nieder zu den Füßen der Angebeteten und sprach glühende Worte der innigsten Liebe. Er zog von dem Geheimnisse seines Herzens den bergenden Schleier und legte es offen dar in seiner Reinheit und Milde. Die Jungfrau war erschüttert durch die Größe des Augenblicks und sank mit einem süßen Lächeln dem bebenden Jüngling an die Brust. Das Wort der Gegenliebe schwebte von ihren Lippen; da ging dem entzückten Bruno die Natur herrlicher auf, da ward der Abendsonnenstrahl glänzender, die Lerche wirbelte triumphirender in den Lüften und in allen diamante-

7

Bayerische Staatsbibliothek München

nen Wellen spiegelte sich das Glück seiner Liebe. Er zog einen goldenen Ring mit einem einfachen Steine von der Hand und zierte die Geliebte mit diesem endlosen Bande der Treue. Auch Isaure glaubte in diesem Momente, sie liebe den Jüngling, der ihr das Leben gerettet, und reichte dem Überglücklichen einen Brillantring von ihrer Hand, den er auf seiner Brust verbarg, indem er in der Leidenschaft höchster Gluth den Himmel zum Zeugen seiner Liebe aufrief, die für das Leben fest stehen und selbst in dem Grabe kein Ziel finden solle. Wenige glückliche Tage folgten noch diesem verhängnißvollen Abende. Isaure erkannte nur zu bald, daß sie sich selbst getäuscht habe, indem ihr eine leichte Aufwallung des reizbaren Herzens als liebevoller Zuneigung erschienen sey. Sie nahm sich ein kälteres Benehmen gegen den jungen Silbeck vor und das Schicksal selbst schien ihr zu solchem die Hand zu bieten, und den von ihr triftig geachteten Grund zu geben. Der Usurpator des französischen Kaiserreichs wollte auch noch dem letzten deutschen Völkerstamme die Sklavenfessel seines Willens überwerfen, und erklärte Borussiens edlem Herrscher den Krieg. Da entbrannte in des muthigen Bruno's Herzen, der sein Vater-

land gleich der Geliebten hoch hielt, die Begierde, mit in den blutigen Kampf zu eilen, für die heiligsten Rechte der Menschheit. Der alte Silbeck bewilligte den Entschluß des Jünglings, und sendete sogleich einen Eilboten an den Feldherrn, um ihm die Dienste seines Sohnes anzutragen. Diesen bat er, im Daubensee'schen Hause nicht eher von solchem Vorhaben etwas merken zu lassen, als die Nachricht von einer Aufnahme unter die Schaar der Vaterlandsvertheidiger eingetroffen sey. Der weltkluge Alte fürchtete nicht mit Unrecht, der Freiherr möge aus Vorliebe für das Land jenseits des Rheins, die Ehre und den Ruhm des Heimathlandes ausser Augen setzen.

Mit Isauren, die unverholen ihren Wunsch, die französischen Waffen siegen zu sehen, aussprach, hatte Bruno zum Öftern harte Wortkämpfe, nach denen jedesmal der Thermometer von Isaurens äußerer Freundlichkeit um einige Grade fiel. Der Freiherr sprach nur mit Hohn von dem Unterfangen, den kampfgeübten Helden Galliens und ihrem Alexander, den, wie jenen des Alterthums, nur der Tod zu überwinden vermöge, sich widersetzen zu wollen. Als aber Bruno eines Tages in der vaterländischen

Offiziersuniform sich Isauren vorstellte, und ihr erklärte: das Vaterland rufe zu seiner Vertheidigung und er hoffe, ihrer Liebe würdiger mit dem Lorbeerkranze des Ruhmes gekrönt zurück zu kehren; da erwiederte ihm die Jungfrau mit stolzer Kälte und bitterm Spott, indem sie ihm den Ring, den er auf dem Rauhenstein ihr gegeben, darreichte: sie verlange dergleichen Bravour zwar nicht, allein da er denn doch ein Mal fest entschlossen zu seyn scheine, sich die Flügel an der Sonne verbrennen zu wollen, so löse sie mit Vergnügen jede Fessel, die ihn etwa noch an der Erde halten könne. Bruno stand erstarrt; dieser Augenblick nahm den Schleier von dem Charakter Isaurens und zeigte ihm den bodenlosen Abgrund, in den ihn seine Leidenschaft gestürzt. Zitternd hielt er den zurückgegebenen Ring in der Hand; da brach endlich die starre Rinde vor seiner Seele und mit verzweiflungsvoller Stimme rief er aus: „So grausam ward ich denn getäuscht, so kalt und gefühllos im tief Innersten meines Herzens verwundet! Fahre wohl, Du gleißnerische Schönheit, die ich zu meiner Schmach dem Tode entrissen. Aber hüte Dich, einem andern Dich zu eigen geben zu wollen. Der Ring, den

Du mir in jener geweihten Stunde gab'st, ruht auf meinem Herzen und fesselt Dich an mich für die Erde und das Grab. Mein Geist soll Dich verfolgen, das Gespenst meiner Gestalt Dich von jedem Bunde zurückschrecken, und Dich hinüberrufen zur Hochzeit im Jenseits."

Bruno stürzte ausser sich fort. Isaure war erschüttert; allein ihr Leichtsinn und das stolze Gefühl, nun wieder frei zu seyn und unabhängig von einem Manne, der ihre Neigung allein und despotisch beherrschen wolle, und so wenig mit ihren Lebensansichten übereinstimmte, überwog jede andere Mahnung. Auch billigte ihr Vater, dem sie sich vertraute, ihre Verfahrungsweise. Lieb war es ihr, da sie hörte, daß Bruno, ohne sie noch einmal gesehen zu haben, zum Heere abgereiset, und sie jetzt dessen lästiger Nähe überhoben sey.

Die Furie des Krieges schwang ihr bluttriefendes Schwert über Städte und Länder, das Unheil brach in seiner schrecklichsten Gestalt über Tausende herein, und jene verderbliche Schlacht wurde geschlagen, in der Preußens edelste Helden, vorangegangen von dem freisinnigen und zu kühnen Louis Ferdinand, den Tod fanden und mit dem Ruhme des Vater-

landes erlagen. Auch Bruno von Silbeck ward unter den Gefallenen genannt; ihm hatte der Tod die gesuchte Freistätte für sein zerrissenes Herz eröffnet. Als sein alter Vater die Trauerkunde vernahm, erlag die Kraft des Greises, und der Tod nahm mit milder Hand auch aus seinem gebeugten Leben den Stachel. Isaure bedauerte zwar den frühe Geschiedenen, aber die Freude über den Triumph der gallischen Waffen hatte das Schloß des Freiherrn zu ihrem Tempel gemacht, in dem kein Gefühl der Trauer lange weilen konnte. Die fremden Gäste, welche bald das Land überschwemmten, und in Daubensee die gefälligste Aufnahme fanden, waren entzückt über den Geist und die Liebenswürdigkeit der Tochter, so wie über die feine Bildung und das zuvorkommende Betragen des Vaters. Das früher so stille Schloß war der Sammelplatz rauschender Feste geworden, bei denen Isaure als Königin herrschte, und in den Huldigungen ihrer Anbeter alle Ansprüche ihrer Eitelkeit befriedigt sah.

Da neigte der segensvolle Genius des Friedens seine Palme und trocknete die Thränen und stillte die Seufzer so mancher Brust, in der die Ungewißheit über das Schicksal eines fernen Lieblings ihre Dornen grub.

In Silbeck wurden Anstalten gemacht, den neuen Besitzer der Güter, den ältern in Frankreich aufgewachsenen Bruder des gefallenen Bruno, zu empfangen. Ludwig von Silbeck hatte von seiner Mutter Gleichgültigkeit gegen den Schöpfer seiner Tage und den jüngern Bruder gelernt; frühe schon kämpfte er unter den Adlern der fränkischen Heere und war in dem letzten Feldzuge gegen sein Heimathland zum Colonel befördert worden. Er erschien in Silbeck und verfehlte nicht, den von seinen Kameraden ihm empfohlenen Nachbar auf Daubensee und seine schöne Tochter zu besuchen, bei denen er bald der tägliche Gast wurde.

Der Colonel hatte viel Aehnlichkeit mit seinem Bruder, nur erschien er in der leichtern Bestimmtheit des äußern Benehmens bei weitem reicher an Welterfahrung. Isaure konnte sich nicht bergen, daß der Anblick und der Umgang dieses Mannes mit großer Macht auf ihr Herz wirkte, und in der unermüdeten, fast zärtlichen Aufmerksamkeit, welche der Colonel ihr erwies, erkannte sie leicht, daß auch sie seiner mehr als blos freundschaftlichen Theilnahme nahe stände. Der Freiherr schien eine Verbindung seiner Tochter mit dem reichen, seinen

Ansichten durchaus entsprechenden Erben zu wünschen, und erklärte sich bei jeder Gelegenheit zu dessen Gunsten.

Armer Bruno! dein redliches Gemüth, der Edelmuth, mit dem du in der Gefahr des eigenen Lebens der Flamme das Opfer entrissen, die Verzweiflung, die dich in Kampf und Tod gejagt, waren vergessen; aber die Rachegeister leben noch und auf dem Spiele, das mit gebrochenen Herzen getrieben wird, ruht fort und fort ihr Fluch. Es war ein schöner Sommerabend, wie jener, an dem einst Bruno auf der seeumspülten Felsenklippe den Schwur der Liebe hinausgerufen in die ergrauende Natur. Der Colonel befand sich in Isaurens Zimmer, und beide sahen durch das Fenster die Schatten der Dämmerung sich lagern über Land und Meer. Da sprach der Colonel von seiner baldigen nothgedrungenen Rückkehr nach Frankreich, und umfaßte plötzlich die überraschte Isaure mit der Frage: ob sie als die Seinige ihn begleiten wolle an die schönen Ufer der Rhone? Isaure schwieg, obgleich die Regungen ihres Herzens ihr das einwilligende Ja zuflüsterten.

Aber der Colonel ward dringender, die Liebe sprach lebendiger in seinen Worten um Gegenliebe,

und mit einem sanften Erröthen sank Isaure an seine Brust. Da war es als zöge eine schneidende Zugluft durch das Zimmer, so daß das innerste Gebein der Jungfrau erbebte. Der aufgehende Vollmond sandte seine Strahlen durch die großen Spiegelfenster auf das Paar. Der Colonel steckte einen Ring von der Hand Isaurens, die ihn geboten, an die seinige und sprach, indem er einen gleichen ihr darreichte: „Sonderbar, daß ich heute gerade nur diesen Ring den ich sonst nie trage, an meiner Hand finde, ohne zu wissen, wie er daran gekommen. Ein preußischer Offizier, der in der Schlacht wie ein rasender mich anfiel und von meiner Degenspitze zum Tode verwundet niedersank, gab ihn mir sterbend mit dem Auftrage, ihn einer theuern Person zuzuschicken; den Namen aber, den er eben nennen wollte, nahm der Tod von seinen Lippen. Nun so möge denn er zum ersten und heiligsten Unterpfande meiner Liebe dienen!" Isaure blickte auf; da huscht seltsam ein blutiger Schatten durch das Zimmer und gestaltete sich hinter dem Colonel zu dem Gespenste des gefallenen Bruno mit der breiten klaffenden Wunde auf der Brust, und hob drohend die Rechte empor. Die Jungfrau wollte aufschreien, allein die Zunge ver-

sagte ihr den Dienst; da blickte sie auf den dargereichten Ring und plötzlich durchbrach des Entsetzens höchster Grad die Schranke des Erstarrens und mit schneidendem Tone rief sie dem Colonel zu:

„Brudermörder! Brudermörder! Diesen Ring erhielt dein gefallener Bruder von mir zum Unterpfand der Treue. Du hast ihn getödtet und sein Schatten steigt klagend und drohend zwischen mir und Dir herauf. Hinweg, blutiges Gespenst, hinweg!" Erschöpft sank die Jungfrau nieder; ihr Ausruf hatte die Dienerinnen herbeigeführt. In furchtbarer Wahrheit lag vor dem Colonel jetzt das schreckliche Gewebe des Schicksals, das ihn zum Brudermörder gemacht. Mit starren Blicken und emporsteigendem Haare stürzte er hinaus, warf sich auf sein Pferd und sprengte in das Dunkel der Nacht. Sein treuer Reitknecht folgte ihm.

Isaure blieb in beständigen Phantasien, furchtbare Krämpfe gesellten sich hinzu; schon um Mitternacht hatte der Tod die liebliche Blüthe hinweggerafft. Aber sie nicht allein, auch der Colonel war von den Furien der Rache ereilt worden. Sein Leichnam wurde zerschmettert in den Abgründen des Rauhensteins gefunden. Der treue Reitknecht, der

ihn am Abend begleitet, sagte aus: Sein Herr habe das Pferd zum wilden Jagen angespornt, daß er ihm kaum habe folgen können; als er in die Gegend des Rauhensteins gekommen, sey er von dem Colonel angerufen worden: „ob er den preußischen Offizier der mit höhnender und auffordernder Miene vor ihnen her sprenge, nicht sähe?" Er aber habe Niemanden bemerkt. Der Colonel wäre mit schrecklichen Verwünschungen und gezücktem Degen dem Phantome nachgejagt und sey bald von ihm abgekommen; da habe ihn die eigene Einbildungskraft wahrscheinlich in die gräßliche Tiefe gestürzt.

Der Freiherr von Daubensee überlebte den Tod der geliebten Tochter nicht lange. So mußten zwei edle deutsche Häuser aussterben als Opfer einer verkehrten Auslandsliebe und Verachtung des treuen Heimathlandes.

Blumen.

Ein Sonnettenkranz.

1. Rose.

Ein Bild der Liebe, schon der Dornen wegen.
 Ein Bild der Jungfrau, die den Glanz der Wangen
 Von deinem Glanze wieder aufgefangen,
Ein Bild des Seyns, das Dorn und Blüth' umhegen.

Solch ehrend Gleichniß fort und fort zu pflegen
 War je schon Dichterstreben und Verlangen;
 Doch manchem Dichter ist es wohl entgangen:
Die Rose prang' auch ihm ein Bild entgegen.

Ich will sie mit dem Morgenroth vergleichen,
 Wenn aus der Dämm'rung Glanzespunkt' erwachen,
 Die jungen Knospen von dem heitern Tage:

Dann soll der Rose Morgenroth mir reichen
 Der Jungfrau Schönheit, Liebe anzufachen,
 Das blüh'nde Seyn, das keine Dornen trage!

2. Die Moosrose.

Wie Morgenroth von Wolkenduft umflogen,
Blickt aus dem woll'gen Kelch von zartem Moose
Der Glanzespunkt der jung entsproſſ'nen Rose,
Unschuld'ge Lieb' von Schüchternheit umzogen.

Auch gleich dem Leben, dem nicht Gold gewogen,
Das still zufrieden mit bescheid'nem Loose,
Des Dichters Spiegel, der aus dunkelm Schoose
Der Kunst erhebt den lichten Regenbogen.

Sey mir der Demant, der aus finsterm Schachte
Unscheinbar tritt an's klare Licht der Sonne,
Die Perle aus verschloſſ'nen Mutterschalen.

Die Moosbedeckung, so dich zart bewachte,
Zerspringt. Ein blühend Kind in holder Wonne
Erwachst du bei des neuen Lichtes Strahlen.

---

3. Veilchen.

Daß ich von hoher Rose gleich hernieder
Mich beuge, wo das Veilchen mild im Thale
Erglänzt im oft durchbroch'nen Sonnenstrahle,
Ein fest gebanntes Kolibrigefieder:

Ist das nicht, wie der Dichter sanfte Lieder,
Aus seines Lebens klar gebautem Saale
Zum fernen Kinderstübchen mannichmale,
Ein Trost der Gegenwart läßt kehren wieder?

Du holdes Veilchen, ew'ges Kind der Fluren!
Es kann ein ungeschmücktes Glück erscheinen
Im Thal vom eignen Glanze nur durchflossen.

Und näßen dich des Thaues Silberspuren,
Das sind nur Thränen wie sie Kinder weinen,
Fast schon getrocknet, ehe sie geflossen.

---

4. Tulpen.

Sind's Vögel, die sich dort auf Halmen wiegen?
Sind's Blumen, denen nur die Flügel fehlen,
Daß nicht im bunten Schwarm die Luft sie wählen,
Um dort im Farbenglanz sich zu besiegen?

Ach, nein! Sie sind dem Erdenschoos entstiegen,
Sind jenen Blüthen gleich doch ohne Seelen:
Sie wollen nur dem Lichte sich vermälen,
Allein dem Herzen haben sie geschwiegen.

Ist denn nicht Duft der Blüthen zarte Rede,
Der aus dem Kelch des Herzens sich entrungen
Zum Herzen im Gemisch von süßen Trieben?

Ihr duftet nicht und Euer Herz ist öde;
Kein Saatkorn des Gefühls ist hingedrungen,
Ihr könnt nur glänzen, aber nimmer lieben.

---

5. Lilie.

Seht ihr die Segel auf dem Meere glänzen,
Sich Wellen kräuselnd unter ihnen heben,
Gleich leichtem Tanz auf dunkelm Grabe schweben
Und fühlt ihr nicht den Sinn von solchen Tänzen?

Muß auch die Lilje noch in holden Lenzen
Zum Segel sich des Blumenmeeres geben,
Wo duft'ge Wellen hin und wieder beben,
Die blanke Königin von solchen Kränzen?

Und könnt' ihr nun das Unschuldsbild euch deuten:
Das weiße Segel auf empörter Welle,
Das duft'ge Segel in den Blüthenwogen?

Des Lebens Sturm will oft die Blum' erbeuten,
Das Liebesmeer spielt um die Glanzeshelle,
Sie hält der Reinheit Segel aufgezogen.

---

6. Nachtveilchen.

Du duft'ge Zunge süßer Sommernächte!
Erst wenn des Abends milder Fittich rauschet,
Hast du dein blühend Leben eingetauschet
Und stehst fast einsam wie das ewig Aechte.

Nicht eine Schwester, so dir Liebe brächte!
Sie schlummern, sind von Tageslust berauschet.
Verlorner Klang, dem nie das Echo lauschet,
An dem die Nacht das Glück des Tages rächte!

Nur Sterne wachen deinem Lebenstraume,
Und Geister, so die Mitternächte schufen,
Begrüßen deine dufterfüllten Schalen.

Auch hoffnungslose Liebe seufzt im Raume
Der Nacht und will nach Gegenliebe rufen,
Doch Antwort wollen nur die Sterne strahlen.

---

7. Schneeglöckchen.

Sey mir gegrüßt! Umgeben rings vom Eise
Bringst du schon Ahnung jener Blüthentage,
Wo Lerchenlied und Nachtigallenklage
Sich heben aus dem buschumgrünten Gleise.

In dir regt die Natur sich zart und leise;
Und Antwort gibt sie jener ersten Frage,
Die sehnend ich zum jungen Frühling wage,
Durch deinen Mund, du mutterlose Waise.

Der Mutter hat die Zeit das Grab gebauet;
Sie starb, um Leben in dir anzufachen,
Wie jene, die durch Tod ihr Kind erworben.

Nie hat sie dich, nie hast du sie erschauet;
Euch trennt ein ewig wechselnd Auferwachen:
Sie stirbt, du lebst; sie lebt, du bist gestorben.

---

8. Astern.

Daß Blumensaat ein Himmel ist zu nennen,
Der Erde, die zum höhern neidisch schaute,
Entgegen ihm zu stellen sich getraute:
Wer kann vom Schmuck der Flur dies Gleichniß trennen?

Hier will auch Sternenglanz so freundlich brennen,
Der, da bei'm Tag, der höher stets ergraute,
Uns zum Ersatz den bunten Tempel baute,
In dem die Gunst der Erde wir erkennen.

Doch sollt' ich deshalb Neides sie beschuld'gen,
Daß sie, was unerreichbar uns erschienen,
Herab zum süßen Blumenbeet zog nieder?

O, nein! Sie will dem höchsten Himmel huld'gen:
Sie trinkt der Sterne Licht, will es verdienen,
Und gibt deshalb die hellen bunter wieder.

---

9. Vergißmeinnicht.

Siehst Äuglein schweben dort am Baches Rande?
Wie deutscher Jungfrau'n Blick so blau und heiter,
Ist's deutscher Minne zartgesinnter Leiter,
Der aus dem Herzen zu der Flur sich wandte.

Die grünen Blätter sind der Schaam Gesandte;
Es weht der West: sie werden schützend Streiter
Und lassen zu dem Äuglein ihn nicht weiter,
Das schüchtern seinen Blick am Boden bannte.

Hat Liebe doch die Blume sich gefunden,
Die Dornenblüth' der Freuden und der Schmerzen,
Und keine gäb' es stillem Angedenken?

Das Äuglein hat den zarten Sinn entbunden,
Und was Gedächtniß tief gesenkt zum Herzen,
Das will's in seinem Glanz ermahnend schenken.

---

10. Nelke.

Aus dunkelm Schoße wird das Gold gewonnen,
Zu dunkelm Schoße nieder steigt das Leben;
Für Seyn wird Gold, für Gold wird Seyn gegeben:
O dunkles Grab! O trüber Goldes-Bronnen!

Ein freud'ger Gold gedeiht am Licht der Sonnen.
Das will der West so schmeichlerisch umschweben,
Will süßen Duft um süßen Kuß entheben
Und Lieb' ist zwischen Blum' und West entsponnen.

Ach! keine Lieb' bleibt rein von Andrer Neide,
Und wird dem Nebenbuhler Gunst versaget,
So droht sein Haß oft zartem Glück Verderben.

Der Nord dringt zu der Blume goldnem Kleide;
Sie bleibt dem Weste treu, ob Nord sie plaget,
Und muß der treuen Liebe Opfer sterben.

---

11. Sonnenwende.

Es hat wohl manche Königin der Erden
Die Freundin sich aus niederm Staub erkohren:
Drum sollte, die der Blume Glanz geboren,
Die Himmelskönigin nicht hold ihr werden?

Sie ruft zu dir mit leuchtenden Geberden.
Der zarte Strahl, der sich von ihr verloren,
Hat ihr als treuer Bote zugeschworen,
Er eilt herab durch weißer Wölkchen Heerden.

Dann öffnest du im süßen Liebes-Herzen
Den Kelch, um jenen Boten aufzunehmen,
Zu kühlen ihn im sanften Morgenthaue.

Allein, wie große Königinnen pflegen,
Will Sonne sich der niedern Blum' oft schämen.
Und du stehst trüb verschlossen auf der Aue.

---

12. Hiacinthen.

Ihr Glöckchen in der blumigen Gemeine,
 Ihr süßen Andachtsstimmen duft'ger Bitten.
 Hold aufgehangen schwebt ihr in der Mitten
Vom Schwesternkreis, wie er im bunten Scheine.

Du weiße betest für der Unschuld Reine,
 Du rothe hast für Liebesglut gestritten,
 Von blauer ist die Treue wohl gelitten:
Ros', Veilchen, Lilje gelten im Vereine.

Ihr selbst seyd Leben aus dem Tod erstanden,
 Aus süßem Blut des Freund's vom Sonnengotte,
 Als Hiacinth, der zarte Knab', erstorben.

Der Gott, weil Ird'sches liegt in Wechsels Banden,
 Hat, sich zur Freude und dem Tod zum Spotte,
 Für seinen Jüngling blühend Seyn erworben.

Die zwei Weihnachten.

Es war Weihnachten. Diese irdische Paradieseszeit der Kinder hatte sich in der Residenz, in welcher Gustav's Vater, der pensionirte Calculator Treumann, von einem kleinen Gnadengehalte lebte, über die Häuser der Reichen in all' ihrer bunten Herrlichkeit, über die der Dürftigen aber mit allen schönen Erinnerungen vergangener Freudentage und mit frohen Hoffnungen besserer Zeiten ergossen. Wen Gott mit irdischen Schätzen gesegnet hatte, der freute sich seines Glücks; wer aber wenig oder nichts hatte, der dachte: ei nun, es wird wohl anders kommen.

Des Calculators Gustav, ein gar frischer und rothwangiger Knabe von zehn Jahren, war zwar auch von dem Vater mit einer schönen buntgemalten Naturgeschichte, und von der Mutter, welche oft, um den spärlichen Unterhalt zu erzwingen, an feiner Nähterei bis spät in die Nacht arbeitete, mit einer

ansehnlichen Düte köstlicher Pfeffernüsse bedacht worden; allein seine ganze Aufmerksamkeit wurde bald auf die nahe gegenüberliegenden, hellerleuchteten Fenster des Reichenwald'schen Hinterhauses, von welchem des Calculators Wohnung nur durch ein gar enges Nebengäßchen getrennt war, gezogen. Da bescheerte so eben der Commerzienrath Reichenwald, von dem es in der ganzen Stadt bekannt war, daß er Hunderttausende im Vermögen habe, seinen Kindern. Ein gewaltiger Baum, der an Höhe und Breite beinahe das ganze Zimmer einnahm, war mit hundert Kerzen besteckt und mit Spielereien und Geschenken aller Art behängt. Die zwei Knaben des Commerzienraths, Wilhelm und Rudolph, sprangen mit ihrer blondlockigen Schwester, der achtjährigen Mathilde, in fröhlichem Jubel um den Baum und jauchzten bei jedesmaliger Entdeckung einer neuen, noch nicht gesehenen Gabe laut auf.

„Wie glücklich sind doch die Reichen!" seufzte des Calculators Hausfrau, als die lauten Freudeäußerungen in der Nachbarschaft auch zu ihren Ohren drangen. Eine Thräne fiel dabei auf ihr Nähzeug.

„Selig aber sind die Armen", entgegnete der Calculator: „denn sie werden das Himmelreich er-

erben!" Gustav war indessen in die ungeheizte Nebenkammer geschlichen, um dort die Herrlichkeiten bei Commerzienraths, aus dem geöffneten Fenster, besser beschauen zu können. Er spielte wohl oft mit dem Reichenbach'schen Knaben auf der weiten Flur des großen Hauses, allein wenn die Mathilde mit den schönen blonden Locken und mit den blauen treuen Taubenaugen herbeitrat, dann ließ er gern der wilden Brüder lärmende Spiele, und gesellte sich zu der sanften Mathilde, welche an den Berichten seines stillen häuslichen Lebens und an den Erzählungen von der innigen Liebe seiner sorglichen Mutter auf das Angelegenlichste Theil nahm.

Als nun Gustav, nicht ohne einige Sehnsucht, nach dem hellstrahlenden Zauberbaume blickte, der, eine Sonne in der Nacht, für das schmale und von keiner Laterne erhellte Gäßchen aufgegangen war, da öffnete sich plötzlich auch eins der gegenüberliegenden Fenster und heraus schaute das Engelsköpfchen der freundlichen Mathilde.

„Ei, du guter Gustav!" rief das liebliche Kind, „warum kommst du denn nicht zu uns herüber, und lässest dir auch bescheeren vom Papa? Eile schnell hierher, ich habe auch etwas für dich bei Seite ge-

stellt: einen Husarentrompeter und ein Dukatenmännchen."

Da sprangen auch Mathildens Brüder an's Fenster und riefen mit stürmischer Freude dem Spielgefährten; der Commerzienrath aber erschien selbst hinter beiden und beschied mit freundlichen Worten den entzückten Knaben zum Bescheeren.

Seelenvergnügt über die ihrem geliebten Kinde bevorstehende Lust, nahm nun Frau Gertrud, die Calculatorin, welche im Nebenzimmer alles mit anhörte, ihren Gustav bei der Hand, und führte ihn, nachdem sie ihm das blaue, mit blanken Knöpfen geschmückte Sonntagsjäckchen angelegt, selbst hinüber in das Reichenbach'sche Haus.

In der taghellen Weihnachtsstube war nun des Beschauens für den erstaunten Gustav kein Ende. Es war dem Knaben, als sey er in der Feenwelt, von welcher ihm die belesene Mutter in manchem wunderbaren Märchen erzählt. Wilhelm und Rudolph wendeten sich, nachdem sie ihn mit ihren Geschenken bekannt gemacht hatten, bald wieder von dem Spielgefährten zu dem Spielzeug und überließen ihn der kleinen Mathilde, welche ihn gleich zu dem Tische führte, auf welchem der Vater für ihren

Liebling Gustav mancherlei Gaben bescheert hatte. Unter andern lag ein versiegeltes Päckchen dabei, mit der Überschrift: Für Gustav's Eltern. Mathilde schenkte dem Knaben mit vielem Wohlwollen noch allerlei Kleinigkeiten, steckte ihm bei'm Abschied einen dünnen goldnen Reif an die Hand, wie sie deren mehrere am heutigen Abende erhalten hatte, und bat ihn mit so vieler Innigkeit, er möge ihr immer recht gut bleiben, daß dem weichherzigen Gustav die Thränen in die Augen traten.

Als aber daheim der Vater die versiegelte Rolle eröffnete, und ein Dutzend blanker Goldstücke klingend auf den Tisch rollte, da rief der von Kummer und Sorgen vielbestürmte Mann:

„Gelobt sey Gott der Herr! Denn er hat die Herzen der Reichen erweicht!"

Zwölf Jahre waren verflossen und das Weihnachtsfest sendete auf's neue seine Freuden in die Kinderwelt, aus der sie in reinem Abglanze in die mitempfindenden Herzen guter Eltern zogen.

Gustav, jetzt ein reifer Jüngling, stand wieder, wie einst, an dem kleinen Fenster der engen Kam-

mer und schaute, in Erinnerungen verloren, nach dem gegenüberliegenden Hause; aber stille war es dort und keine Spur der ehemaligen Herrlichkeit glänzte herüber. Auch in dem anstoßenden Zimmer kos'te nicht mehr, wie sonst, das trauliche Elternpaar; denn längst schon deckte ein Leichenstein die beiden Herzen, welche hierunten mit einander gelebt und gelitten, und gesorgt für ihren Gustav.

Die Verhältnisse in dem Reichenwald'schen Hause hatten sich gleich nach jenem Weihnachtsabende sehr verändert. Der Commerzienrath, schon seit einigen Jahren Wittwer, schritt, indem er ein armes, aber familienstolzes Fräulein erwählte, zu einer zweiten Verbindung.

Da erhielt Mathilde sogleich eine französische Gouvernante; die zwei Knaben wurden einem Hofmeister übergeben, und allen dreien wurde von der hochfahrenden Stiefmutter streng untersagt, irgend eine Gemeinschaft mit dem ärmern Gustav zu unterhalten. Überhaupt gestaltete sich an der Stelle der ehemaligen bürgerlichen Wohlhabenheit im Hause des Commerzienraths ein luxuriöses Leben, das besonders die beiden Söhne mit in seinem Taumel riß. Mathilde aber blieb dem stillen, reinen Wohl-

wollen getreu, mit dem sie zu allen Menschen blickte, und wurde auch deshalb von der Stiefmutter auffallend vernachlässigt. Mancher freundliche Gruß, den sie dem alten Spielgefährten heimlich zuwarf, versetzte diesen zurück zu dem glücklichen Weihnachtsabende, und er drückte dann den kleinen goldnen Ring Mathildens, den er jetzt an einer seidnen Schnur auf dem Herzen trug, an seine Lippen. Mathilde war und blieb der Engel seiner Kindheit. Nach den fleißig benutzten Knabenjahren war Gustav endlich reif für die Universität: da starben plötzlich seine beiden Eltern an einem Tage, von einem milden Engel gleichzeitig abgerufen zur ewigen Vereinigung. Der erfahrungslose Jüngling wäre verloren gewesen, wenn nicht ein redlicher Schulmann, der ihm wohlwollte, wegen seines Fleißes und seiner geistigen Anlagen, ihm ein Stipendium verschafft hätte, welches bei einigem Nebenerwerb die Kosten seiner akademischen Studien deckte. Auf der Universität wurde Gustav als einer der sittlichsten und talentvollsten Jünglinge, von Professoren und gutgesinnten Studenten geschätzt. Am selben Orte trieben auch Wilhelm und Rudolph, die Söhne des Commerzienraths Reichenwald, ihre Studien; allein

sie kümmerten sich nicht um den eingezogenen Gustav und überließen sich überhaupt einem wilden, sittenlosen Leben. Da brach kurz zuvor, ehe Gustav's Studien beendigt waren, das Unglück mit all seiner Macht ein über die Familie Reichenwald. Wilhelm wurde in einem von ihm leichtsinnig veranlaßten Duell getödtet; Rudolph ertrank bei'm Baden. Um die nämliche Zeit starb in der Residenz die Commerzienräthin an einem heftigen Nervenfieber. Ihr Gemahl zog sich den Verlust des innig geliebten Weibes und der beiden Söhne so sehr zu Herzen, daß er sich der tiefsten Schwermuth ergab und die Sorge um sein großes, ausgebreitetes Handlungsgeschäft treulosen Dienern überließ, welche in so unredlicher Art verfuhren, daß nach wenigen Monaten die Vermögensumstände des Commerzienraths sich in der größten Zerrüttung befanden. Da erwachte mit einem Male der alte kräftige Geist des Mannes auf's neue. Er verkaufte das palastähnliche Haus, brachte schleunig seine Angelegenheiten in Ordnung und verschwand dann plötzlich mit seiner Tochter, ohne daß irgend jemand wußte, wohin er sich gewendet habe. Nur eine Woche später, nachdem Mathilde und ihr Vater unsichtbar geworden, kehrte

Gustav von der Universität wieder in die Hauptstadt zurück und bezog die, zufällig leer stehende, Wohnung seiner verstorbenen Eltern.

Er hatte Arzneiwissenschaft studiert, und seine ausgebreiteten Kenntnisse, so wie einige glückliche Kuren bei angesehenen, vielgeltenden Leuten brachten ihm in kurzer Zeit eine bedeutende Praxis zu Wege, und machten ihn zum beliebtesten Arzte der Hauptstadt.

In dieser Lage befand sich Gustav, als er am Weihnachtsabende traurig und sehnsuchtsvoll hinüber zu den Fenstern schaute, wo einst ein liebliches Kind seine nachtumzogene Knabenzeit gelichtet, wo eine wohlthätige Hand seinen armen Eltern milde Unterstützung gespendet.

„O, du gute Mathilde," sprach er, indem er den stets bewahrten kleinen goldnen Reif an seinen Mund drückte: „wo du auch weilst, da mögen Engel Gottes dich unter ihren schirmenden Flügel nehmen, da möge heilige Erinnerung dich in diesem Augenblicke gedenken lassen jener Zeit, in welcher du der Engel des mittellosen Knaben warst!"

Gustav wurde plötzlich in seiner süßen Schwärmerei gestört. Eine schüchterne Hand klopfte an

die Thüre des Nebenzimmers und herein trat ein ärmlich gekleideter Knabe. Er überreichte mit blödem Gruße dem Arzte ein, von weiblicher Hand zierlich beschriebenes Papier. Gustav las:

„Wenn der Keim des edeln Sinnes, der schon in dem Knaben lag, bei dem Manne zur schönen Frucht gediehen ist, so wird gewiß die Anzeige, daß ein Leidender seiner Hülfe bedarf, ihn vermögen, dem Überbringer sogleich zu folgen.

M. R."

Von seltsamer Ahnung ergriffen, blickte Gustav auf das Papier. Es war ihm, als dringe ein verwandter Geist aus diesen Zügen in sein Gemüth und spräche zu ihm, wie eine süße Erinnerung aus holden Tagen der Vergangenheit.

Da wurde es plötzlich hell in ihm. „M. R.", rief er aus, „Mathilde Reichenwald! Sie ist es, und keine andere; mein inneres Gefühl kann mich nicht trügen."

Ohne den Knaben weiter zu befragen, folgte er schnell und stürmisch seiner Führung. Sie waren durch viele Straßen der weitläuftigen Residenz gegangen, — allenthalben schaute das Christfest aus

den glänzend erleuchteten Fenstern, — als sie endlich vor einem kleinen unansehnlichen Hause in einem abgelegenen Gäßchen der öden Vorstadt still standen. Der Knabe klingelte. Es wurde von Innen geöffnet und Gustav trat in ein düster beleuchtetes Gemach, das nur sparsam mit dem nöthigsten Hausgeräth versehen war. Der Geist weiblicher Ordnung und Reinlichkeitsliebe herrschte überall. Eine schlanke Mädchengestalt erhob sich neben dem Lager, auf welchem ein schwerathmender Kranker ausgestreckt lag.

„Sie werden verzeihen," sagte die Jungfrau, indem eine schwache Röthe über ihre bleiche Wange flog, „daß ich sie vielleicht von irgend einer Weihnachtsfestlichkeit abrief, allein mein armer Vater bedarf so dringend der ärztlichen Hülfe" —

Hier erstickten Thränen ihre Stimme. Gustav's Ahnung war schnell in ihm zur sichern Erkenntniß geworden: er hatte in die blauen Taubenaugen geschaut, welche als zwei treue Sterne in seine Kindheit glänzten; er hatte den Klang der Stimme gehört, die aus seiner frühesten Zeit bis in das Mannesalter herübertönte; er hatte die Langersehnte gefunden!

Gefaßt trat er an das Krankenlager. Blaß und abgezehrt lag hier der Commerzienrath; schon hatte der nahe Tod seine Stirn bezeichnet. Gustav trat wieder zurück zu der weinenden Tochter, faßte ihre Hand und sprach, mit demselben traulichen Tone der Stimme, wie er einst zu ihr gesprochen:

„Mathilde, in wenigen Augenblicken sind Sie eine Waise. Beugen Sie ihr Haupt unter den Willen der Vorsehung. Bald hat Ihr Vater ausgelitten."

„O, Gott!" jammerte das trostlose Mädchen: „schon seit Tagen sehe ich diesem Schreckensaugenblicke entgegen."

„O, meine Mathilde!" sagte Gustav, „Dein Bild blieb unverwischt und treu in meinem Herzen. Du stehst nicht allein auf dieser Welt, wenn Du willst: werde meine Gattin!"

Da erwachte noch einmal der Lebensfunken in dem sterbenden Vater, die hagere Gestalt erhob sich auf der Lagerstätte und sprach mit starker Stimme:

„Gott hat mein Gebet erhört. Ich lasse mein Kind nicht hülflos zurück. Sie liebt Dich, Gustav, noch aus den Tagen der Kindheit. Seyd glücklich und nehmt den Segen Eures sterbenden Vaters."

Gustav und Mathilde knieeten nieder vor dem Sterbelager. Der Vater erhob segnend die Hände; dann sank er matt zurück. Der Todesengel nahm mit milder Hand den Dorn des irdischen Schmerzens aus seiner wunden Brust und trug den entfesselten Geist hinüber in die ewig klare Weihenacht.

Trennung.

Ein Triolettenkranz.

1.

Ach, fern von ihr zu leben, die ich liebe!
Wie gibt der Busen solchem Schmerze Raum!
Das ist des Lebens unheilschwangrer Traum;
Ach, fern von ihr zu leben, die ich liebe!
Daß ich der Qual noch nicht zur Beute bliebe,
Mein sehnendes Gemüth begreift es kaum:
Ach, fern von ihr zu leben, die ich liebe!
Wie gibt der Busen solchem Schmerze Raum!

2.

Bei ihr zu sterben, hieß im Scherz nur sterben,
Entfernt von ihr, wär mehr als Todesqual.
Den Himmel fand das Herz in ihrer Wahl,
Bei ihr zu sterben, hieß im Scherz nur sterben.
Entfernt von ihr droht schleichendes Verderben,
Ihr Auge gibt der Seligkeiten Strahl.

Bei ihr zu sterben, hieß im Scherz nur sterben;
Entfernt von ihr wär' mehr als Todesqual.

3.

Neun Tage noch, eh' ich sie wiederfinde!
Neun ew'ge Tage noch! Du träge Zeit,
Du hast kein Herz für Liebesseligkeit.
Neun Tage noch, eh' ich sie wiederfinde!
Wie ich Gedanken an Gedanken binde;
Für meine Sehnsucht liegt das Ziel noch weit.
Neun Tage noch, eh' ich sie wiederfinde!
Neun ew'ge Tage noch! Du träge Zeit!

4.

Wo ließest du die leicht bewegten Schwingen,
Die wir dir angelegt mit leichter Hand,
Als uns ein Ort, ein Kuß zusammenband?
Wo ließest du die leicht bewegten Schwingen?
Ich werde dich auf's Neue mir verdingen
Und Wiederseh'n heißt das geweihte Pfand.
Wo ließest du die leicht bewegten Schwingen,
Die wir dir angelegt mit leichter Hand.

5.

Was strahlst du, Sonne, milde jetzt hernieder?
Hüll' dich in Wolken, in dein Trauerkleid!

Noch liegt auf meiner Liebe trübes Leid:
Was strahlst du, Sonne, milde jetzt hernieder?
Bringt doch die Zukunft erst mir Liebe wieder
Am Herzen meiner wunderholden Maid:
Was strahlst du, Sonne, milde jetzt hernieder?
Hüll' dich in Wolken, in dein Trauerkleid!

Sandmann's Lied.

Kauft meinen Sand! Kauft meinen Sand!
Blank muß das Leben seyn;
Blank sey das Haus, blank sey die Hand,
Gemach wie Herz sey rein.

Die Lust entflieht, die Zeit verrinnt
In's immer off'ne Grab,
Wer hier auf Erden gibt, gewinnt:
Drum kauft dem Armen ab.

Und denkt, daß, ob auch Herrlichkeit
Mit Kränzen euch umwand,
Bald nur, nach einer Spanne Zeit,
Euch bleibt ein Hügel Sand.

Sonnenuntergang.

Die letzten Sonnenstrahlen
Trinkt jener Fichtenwald,
Den sie in Golde malen
Schon wieder und so bald.

Der Tag, der schnell verlaufen,
Sah manches süße Glück,
Sah Liebe Lieb' erkaufen
Für treuen Liebesblick.

Was mir der Tag gegeben,
O führ' es, holde Nacht,
Nun in das Traumesleben
Voll reicher Zauberpracht.

Die Blume von Ontamore,
oder
Der Schutzgeist.
Geschichte und Mährchen.

1.
Kinderzeit. Jugend. Verstoßung aus dem väterlichen Hause.

Der ersehnte Knabe war geboren, aber das Leben des Kindes brachte der Mutter den Tod. Sie vermochte, schon im Sterben, nur noch ein Maienlächeln des Kindes von dem kleinen Antlitze hinweg zu küssen, dann trug ein Engel ihre Seele hinauf zum Throne des Allerbarmers.

Mit Widerwillen blickte seit dieser Stunde der Vater auf den jungen Guido, dessen Geburt ihm die heißgeliebte Gattin geraubt. Der Knabe, von den Hausbewohnern und Dienern, nach dem Beispiele seines Vaters, vernachlässigt, wurde störrisch und zuletzt unempfindlich gegen diese Behandlung.

Seine beiden älteren Schwestern genossen alle Vorzüge einer sorgfältigen Erziehung, sie wurden von dem Vater geliebt; während Guido unter der strengen Aufsicht eines fremden Söldlings sich nur selten ihm nähern durfte.

„Warum mir diese Schmach?" so redete der zurückgesetzte Guido oft in einsamen Stunden zu sich selbst: „warum mir diese Zurücksetzung, welche wie ein giftiger Wurm an meinem Herzen nagt? Bin ich nicht unschuldig an dem Leid, das man mich entgelten läßt und sollte denn so frühe schon das Unglück mich mit einem abschreckenden Zeichen gestempelt haben, daß Alle mich hassen und meiden?" —

Je mehr der Knabe heranwuchs, desto bittrer wurde die gekränkte Empfindung seines Innern. Aber es war auch, als habe das Unglück ihn in der That zu seinem Sohne ausersehn. Als der neunjährige Guido eines Tages mit der jüngern seiner beiden Schwestern an dem großen Weiher des Gartens spielte, stieß er plötzlich durch eine unvorsichtige Bewegung das Mädchen in die Fluth. Die herbeieilende Hülfe kam zu spät; das Kind war ertrunken. Man trug den ohnmächtigen Guido zurück in das Haus; als er die Augen wieder aufschlug, stand

sein Vater vor ihm und sprach mit wehmüthigem Unwillen:

„Er lebt wieder auf, der Verderber meines Glücks. O hätte der Tod ihn so fest in seinen Banden gehalten, wie meine unglückliche Tochter! Wer weiß, welcher Jammer der Zukunft dann von uns fern bliebe!"

Diese schrecklichen Worte blieben dem armen Guido unvergeßlich. Er trug ihren Schmerz mit sich in die Stadt, wo der Vater, um den Unheilbringenden fern zu haben, ihn einer berühmten Erziehungsanstalt anvertrauete. Hier erhielt Guido von allen Lehrern Zeugnisse seines Fleißes und seiner guten Aufführung, nur, wurde bemerkt, sey der junge Mensch zu sehr in sich gekehrt und besitze keinen Freund unter den andern Schülern. Guido hatte die fixe Idee ergriffen, er sey wirklich zum Unglücke Aller geboren, denen er sich zugeselle, und er sey nun einmal bestimmt, zu wandeln durch die Bahn des Lebens ohne Liebe.

Auf der Akademie, welche er dem Befehle seines Vaters gemäß besuchte, nahm diese Menschenscheu noch zu. Er wurde deshalb von leichtsinnigen Studenten verspottet, mußte sich mit einem von

diesen schlagen, und hatte das Unglück ihn auf der Stelle zu tödten. Da wieß ihn die Relegation zurück in das elterliche Haus.

„Guido," sprach der Vater, milder als der Jüngling gehofft hatte, bei der Rückkehr zu ihm: „Du scheinst von dem Schicksale zur Zielscheibe seines Zorns gewählt zu seyn, aber der Mensch vermag Großes. Suche dem Schicksal stark und fest entgegen zu stehen, wolle das nur recht wahr und gewaltig, und Du wirst siegreich hervorgehen aus dem ungleichen Kampfe!"

Guido sank an die Brust seines Vaters. Er fühlte durch dieses erste Zeichen der väterlichen Theilnahme die Starrsucht seiner Seele überwältigt und vergoß einen Strom wohlthätiger Zähren.

Guido's Schwester war zu einer reizenden Jungfrau emporgeblüht. Sie neigte sich, die Vorurtheile der Kindheit bereuend, liebevoll zu dem trüben Bruder. Ein herrliches Loos der Zukunft schien ihr zu lächeln. Sie war verlobt mit dem Geliebten ihres Herzens, einem jungen Manne von Stande, dessen edles Aeußere ganz dem verwandten Innern entsprach. Guido's Vater, ein Mann in seinen besten Jahren, hatte sich gleichermaßen entschlossen,

ein neues Ehebündniß mit einer liebenswürdigen Wittwe aus der Nachbarschaft einzugehen und die Verbindung beider Paare war auf einen Tag und zu einem gemeinsamen Feste bestimmt.

Da wurde am Tage vor der Hochzeit eine Lustfahrt zu einem berühmten Aussichtspunkte in der nahen Umgegend beschlossen. Guido hatte ein Paar junge Pferde von seinem Vater geschenkt erhalten; diese wollte er bei der Fahrt kennen lernen. Niemand besorgte Arges, denn der Roßhändler hatte versichert, die Thiere seyen wohl eingeübt. Guido's Vater war zu Pferde. Der Jüngling selbst lenkte die Rosse vor dem leichten Wagen, in welchem sich die künftige Mutter, die Schwester und ihr glücklicher Bräutigam befanden. Ohne Unfall langte man am Orte der Bestimmung an und brachte mehrere Stunden recht vergnügt hin. Als die Sonne sich neigte, wandte sich die Gesellschaft wieder der Heimath zu. Man scherzte, man koste und erfreute sich des reinsten Glückes, in der Hoffnung auf die Wonnen des nächsten Tags. Plötzlich aber wurde diese Lust gräßlich gestört. Guido's Rosse wurden scheu, in unaufhaltsamer Wildheit rannen sie den abschüssigen Berg hinab, das Wehgeschrei der beäng-

stigten Frauen tönte schneidend durch die Lüfte. Da schlug der Wagen an ein vorstehendes Felsstück, die darinsitzenden wurden herausgeschleudert, sinnlos stürzte Guido vom Kutschersitze hinab. Die tollen Pferde flogen unaufhaltsam mit dem Wagen davon.

Als Guido's Vater auf schnaubendem Rosse bei der Unglücksstelle anlangte, fand er ein Leichenfeld. Braut und Tochter lagen mit zerschmetterten Häuptern neben der verderblichen Felsenmasse, ihre Seelen waren entflohen. Wie wüthend sprengte er nach dem heimathlichen Schlosse und kehrte schnell mit dem Wundarzte zurück; allein jeder Rettungsversuch blieb vergeblich. Der Tod hatte schnell und gierig die raubsüchtige Hand nach den blühenden Bräuten ausgestreckt. Der Jüngling, Guido's künftiger Schwager, wurde zwar wieder zum Daseyn erweckt, aber die Erschütterung des Falls, so wie das schreckliche Ereigniß selbst hatten so furchtbar auf ihn gewirkt, daß sein Geist in die Nacht des Wahnsinns und in den Strudel der völligen Zerrüttung verfiel.

Guido kam erst spät aus seinem bewußtlosen Zustande wieder zu sich. Er lag noch auf derselben Stelle, wo die unglückliche Begebenheit vorgefallen war. Das Blut seiner Schwester und seiner künftigen

Mutter befeuchtete den Boden um ihn her, hoch über ihm stand der Mond am nächtlichen Himmel und beleuchtete mit mattem Lichte den Schreckensort, der ihm allen durch ihn veranlaßten Jammer in das Gedächtniß zurückrief.

Da trat mit zum Himmel gesträubten Haare und verzerrtem Antlitze sein Vater vor ihn hin. Seine Augen sprühten Blitze: er glich einem Engel des Gerichts.

„Wehe mir, daß ich dir das Leben gegeben," so sprach er mit donnernder Stimme zu dem bebenden Jünglinge, „wehe mir, daß dich diese Hände nicht schon erwürgt, da du mit dem Muttermorde beladen unter der Larve der Unschuld in der Wiege schlummertest! Fleuch weit hinweg aus diesem Lande, der Fluch des Vaters peitsche dich rastlos von den Stätten, wo Frieden und Glück verweilen! Der Fluch des Vaters rüttle dich empor aus nächtlichem Schlummer, wenn freundliche Traumgebilde dir die entbehrte Lust der Wirklichkeit ersetzen wollen! Der Fluch des Vaters vergälle dir die Beruhigung, welche Unglückliche in dem Troste der Religion finden! Er folge dir durch's Leben und liefre dich an seinem Ausgange in die Arme der Hölle! In den Qualen

der letzten Stunde will ich diesen Fluch wiederholen, daß er sich gewichtiger an dein Leben hänge und all dein Streben zum Guten unnütz mache! Fort! fort aus der Nähe des Ungeheuers, dessen verpestender Hauch Alles verdirbt, was liebend in seiner Nähe weilt!"

Der unglückliche Vater verschwand. Er eilte im Fluge von dem Orte, wo er das ganze Glück seines Lebens im gräßlichen Untergange verloren hatte.

Von einer stumpfen Starrheit befallen, hatte Guido die schreckliche Verwünschung, welche die Lippen des eigenen Vaters ausgesprochon, angehört; aber das tief Innerste seines Herzens war erschüttert worden von der furchtbaren Rede und ein gewaltiger Sturm tobte in seiner Brust.

Endlich erhob er sich vom Boden, zähnefledschend blickte er empor in die sternflammende Nacht und rief aus:

„Habt ihr's gehört, ihr Sterne, die ihr herniederglänzt, um zu beleuchten Recht und Unrecht auf dieser Erde? — Hast du's gehört, o Mond, dessen sanftes Licht Milde und Ruhe in das empörte Gemüth des Zürnenden senden sollte? Ich bin verflucht, verflucht auf ewig, unschuldig dem Ver-

derben geweiht! Nun denn: so will ich ein Teufel werden! In der Stunde meiner Geburt hat mich das Schicksal den dämonischen Mächten angelobt und warum sollte ich sie betrügen um diese Gabe höherer Gewalten? Ja, Hölle! du sollst jauchzen, wenn ich dereinst ein Bürger deines flammenden Reichs werde, und deine Fürsten sollen im Jubel den Genossen empfangen, der in Haß und Feindschaft gegen die bübische Menschheit sie selbst übertroffen!"

Da ertönte plötzlich neben dem Jünglinge ein tiefer lang gehaltener Seufzer. Er blickte hin zu der Stelle, von welcher der Laut kam. Wie aus dem Boden hervorgequollen, wankte eine weiße Nebelgestalt mit drohender Geberde auf den schaudergriffenen Guido zu — er erkannte die Züge der heute verunglückten Schwester — das Grausen des Todes umwehte ihn — noch einmal erklang wehmüthig und zum Herzen dringend der tiefe Seufzer: da schüttelte es den Jüngling wie Fieberfrost, von Entsetzen und Todesangst gepeitscht, rannte er fort in das Dunkel des nahen Waldes.

2.

Neue Bekanntschaft. Versuchung und Errettung.

Bald hatte der Zufall den zwecklos umherirrenden Guido auf einen vielbetretenen Fußpfad geführt, auf dem er nun schon ruhiger und gefaßter hinwandelte. Sein Inneres schien ihm völlig abgestorben jeder freundlichen Regung gegen die übrigen Menschen; ein tödtlicher Haß hatte Raum gewonnen in der öden Brust. „Wie lass' ich nur dieses thörichte und dem Bösen so leicht zugewandte Geschlecht meine Feindschaft recht glühend und schmerzhaft empfinden? Wie trifft nur meine verderbende Wuth so recht den Mittelpunkt seines Glücks, den Grundstein seines Friedens?" Das waren Guido's Gedanken, aus denen sich allerlei regellose und menschenfeindliche Plane für die Zukunft erzeugten.

Mit einemmale däuchte es dem Jünglinge, als wandle er nicht mehr allein durch die Schauer der Nacht. In dem Lichte des Mondes erkannte er eine seltsame Nebelgestalt, welche bald zerrann, bald sich wieder bildete, und, seinem Aeußern völlig ähnlich, sich dicht neben ihm fortbewegte. Starr blickte

er jetzt auf den sonderbaren Gefährten, der, je länger Guido ihn anhaltend betrachtete, an Form und Dichtigkeit gewann, und plötzlich ganz zu seinem Doppeltgänger geworden ihn folgendergestalt anredete:

„Hey! mein lieber Gesell und Bruder, was wanderst du doch so einsam und betrübt durch den finstern Wald? Sey fröhlich und guter Dinge. Das Leben hat der lustigen Seiten mehr denn eine und haben wir das Glück des Tages verscherzt, so können wir uns auch an den Freuden der Nacht erlaben. Lasse den Kopf nicht so träumerisch hangen und starre mich nicht so verwundert an? Was ist's denn nun mehr, daß dein eigenes Ich zu noch einem Ich geworden ist und mit dir plaudert und dir Gesellschaft leistet in dem Schauer der Nacht? Die Menschen sind ja ganz erstaunlich verliebt in ihr werthes Selbst und deshalb denk' ich, müßte es dir, Menschlein, recht angenehm seyn, dich in all deiner Liebenswürdigkeit beiher schleudern zu sehen!"

„Wer bist du?" stammelte Guido, dem es, trotz der vor Kurzem gemachten fast übermenschlichen Erfahrungen, recht unheimlich wurde in der Nähe des seltsamen Nachtwandrers.

„Wer ich bin?“ lachte der Doppeltgänger höhnisch auf. „Ist dir etwa das Licht des Mondes nicht hell genug, um zu erkennen, daß ich Du bin? Wart', ich will dir eine Fackel anzünden, die deine Blindheit gleich vertreiben soll!“

Bei diesen Worten schnippte er lustig mit den Fingern und im selben Augenblicke stand eine alte Eiche in völligem Brand. Da sah denn nun Guido recht deutlich seine eigene Gestalt, in allen kleinen Einzelnheiten vor sich. Aber auf dem Antlitze des Fremden schwebte ein Zug des Hohns und der Tücke, den Guido nicht an sich kannte, und auf Jenes Stirne brannte ein seltsam gestaltetes Feuermal.

„Gelt!“ so grinzte der Doppeltgänger: „die Kleinigkeiten fallen dir beschwerlich, welche mein Angesicht vor deiner liebenswürdigen Phisionomie voraus hat? Aber laß dich das nicht anfechten. Nicht lange wird es dauern, so hast du dir auch diese besondern Merkmale erworben, nach denen Mancher vergebens lüstern ist!“

„Du bist kein Wesen dieser Welt!“ sprach nun Guido gefaßter: „du bist ein Geist des Abgrunds, emporgesandt meine Seele zu umstricken!“

„Und was ist es denn nun Großes, wenn ich

Ja hierzu sage?" erwiederte Guido's Ebenbild. Auf Erden nennt man mich jetzt Guido, unten werde ich Samael gerufen."

Bei dem Klange des dämonischen Namens schlug eine Flamme aus dem Feuermale der Stirn; Guido prallte zurück und rief voll Abscheu:

„Weiche von mir, Versucher, ich habe nichts mit dir zu schaffen!"

Ein höhnisches Gelächter war die Antwort. Dann entgegnete der Bote des Abgrunds:

„Nichts mit mir zu schaffen? Meinst du denn der Fluch deines Vaters hätte dich nicht schon als unser Opfer bezeichnet? Hast du nicht selbst uns gerufen vor kurzer Zeitfrist und dich gelobt als unsern Genossen? Sey kein Thor! Genieße alle Lust des Lebens mit meinem Beistande und lasse dir nicht grauen vor einem Jenseits, das du doch nur aus zweifelhaften und deutungslosen Ahnungen kennst. Dich haben Schicksal und Geburt schon bestimmt, in außerodentlicher Weise einzutreten in das Wirken der Menschen, strebe nicht vergebens, deinem unabänderlichen Loose zu entgehen!"

Guido schwieg. Eine große Erschöpfung bemächtigte sich plötzlich seiner, er war nahe daran zu Boden zu

sinken. Da stand mit einemmale, wie durch Zaubergewalt hervorgerufen, vor ihm und seinem Genossen eine reich besetzte Tafel. Köstliche Gerüchte lockten die Eßlust, schäumender Champagner braus'te in den Bechern.

„Du bist ermattet," sprach der Doppeltgänger: „erlabe dich an Speise und Trank, daß du wieder hell siehst und hell denkst. Dieser Genuß verpflichtet dich zu nichts und du bist nach ihm noch so frei wie vorher!"

Auf kostbare Polster ließen die Reisegefährten sich nieder. Bald hatte der Jüngling neue Kräfte gefunden in köstlicher Speise und feurigem Weine. Glühend rann das Blut durch seine Adern, seine Phantasie erhitzte sich an den üppigen reizenden Bildern des Lebens, mit denen der Versucher seine Zukunft ausschmückte, wenn er ihm sich ganz ergeben wolle für Zeit und Ewigkeit.

„Und was ist denn diese Ewigkeit, die euch so endlos lang drückt?" rief der Versucher trügerisch aus: „in ihr ist keine Zeit, ohne Zeit gibts keine Dauer, und flüchtiger muß sie daher seyn als die Minute, deren Vorüberrauschen wir in deutlichen Schlägen abmessen können. Möchtest du der Thor seyn, der

sich durch den verlarvten Popanz abschrecken läßt von den offen da liegenden Herrlichkeiten des Lebens? Frisch auf, Camrad! stoß an mit mir: Die Liebe soll leben und ihr reich begränzter Freudenbecher!"

Zu neuen, ihm bisher unbekannten Gefühlen entzündet, leerte Guido den schäumenden Pokal. Mit einschmeichelnder Rede und in der sinnlichsten Darstellung führte der Doppeltgänger ihm die Genüsse der Liebe vor, welche ihn in den Armen der Frauen erwarteten. Das Paradies der Wollust lag ausgebreitet vor dem Jünglinge da. Seine Sinne wurden entflammt, seine Begierde nach dem noch fremden Glücke erwachte in voller Macht.

„Glaubst du denn wirklich," so stammelte er überreizt, „daß mir, dem Verfluchten, auch solche Wonnen zu Theil werden könnten?"

„Zu jeder Lust des Lebens eröffnet dir mein Wille die Thore," antwortete laurend der Böse: „nur eine Kleinigkeit gibts noch zu beobachten, eine pure Formalität, welche eigentlich zur Befestigung unserer Freundschaft nicht wesentlich beiträgt. Ritze dir gefälligst mit dieser Nadel den linken Arm und unterschreibe mit deinem Blute dieses unbedeutende

Scheinchen. Es ist nur um Lebens und Sterbenswillen!"

Schon zuckte Guido's Rechte nach der Nadel und der gebotenen Schreibfeder, da hörte er plötzlich ganz nahe, aber von leiser und bekannter Stimme seinen Namen rufen. Er blickte auf. Gerade gegen ihm über saß eine bleiche Leichengestalt, derer Züge aus seinen frühern Jahren mit einemmale erinnernd wieder herüberlebten in die Gegenwart. Er erkannte sein jüngeres Schwesterlein, von ihm einst unvorsichtig in die See gestürzt. Trübe und wehmüthig sah ihn das Kind an, ein lichter Schein schwebte um seinem Haupte. Da erklang wiederum die leise Stimme zu folgenden Worten:

„Guido sey standhaft. Gib der Hölle keine Macht über dich!" Der Doppeltgänger schien dieses nicht zu hören. Als er aber den Jüngling starr nach einer und derselben Stelle blicken sah, richtete er auch die Augen dahin. Ein Blick des Kindes begegnete ihm. Seine ganze Gestalt erbebte vor dem Blicke. Da rief Guido, indem er sich ermannte und emporsprang:

„Hebe dich weg, Dämon der Hölle! ich gebiete es dir im Namen Gottes!"

Und die Gestalt des Verführers verschwamm wie ein lichtes Gewölk in die Finsternisse der Nacht. Die Tafel mit allem, was auf ihr befindlich, verschwand. Die Kindesgestalt war nicht mehr zu sehen; ein glühender Johanniskäfer stieg zum Himmel. Guido aber versank müde und erschöpft, auf weichem Moos, zu einem tiefen Schlummer.

3.

Traum. Ueberfall. Räubergenossenschaft.

Bald hielt die Phantasie mit gaukelnden Träumen ihren Einzug in das Gemüth des Jünglings. Sie führte ihn auf den Gipfel eines einsam zum Himmel emporstrebenden Bergs. Ringsum hatte sich ein weiter Wasserspiegel gesammelt, der durch unablässlichen Zufluß von Strömen und Bächen immer höher stieg. Guido hörte den Jammer der Unglücklichen, welche tief unten im Thale ein Opfer der Ueberschwemmung wurden. Aber nicht lange so drängte sich auch zu ihm drohend und verderblich die Gefahr heran. Von allen Seiten strömten in schwellenden Wogen die Gewässer zu dem einsamen Gipfel,

der nur noch wie ein kleiner Fleck Landes aus dem ungeheuern Wellengrabe hervorragte. Schon wurden die Füße des Jünglings benetzt; immer schlüpfriger wurde der Boden; gewaltige Fluthen strömten in aller Macht heran. Keine Hülfe schien es für Guido zu geben in dieser höchsten Noth. Da mit einemmale eröffnete sich der Himmel und es stiegen zwei glänzende Gestalten hernieder zu dem Hülflosen. Es waren die beiden verstorbenen Schwestern. Liebevoll umschlangen sie ihn und hoben ihn mit sich auf zum Himmel, dem sie wieder zuschwebten, da stürzte sich plötzlich eine dämonische Gestalt zwischen sie — Guido erkannte *seine* Züge mit dem Feuermale des Doppeltgängers — entriß mit übermächtiger Gewalt den Jüngling seinen himmlischen Führern und fuhr mit ihm hinab in den bodenlosen Abgrund, aus dem unzählige verwirrte Stimmen der Wuth und der Verzweiflung an sein Ohr schlugen. Eben erschienen noch einmal die zwei Engelsgestalten, um einen neuen Kampf mit dem höllischen Samael zu beginnen; da wurde Guido aus diesem furchtbaren Traume plötzlich durch Waffengeräusch und lautes Reden erweckt. Er blickte auf und sah sich umgeben von einem Kreise widriger Gestalten, mit deren Worten

und wildem Aeussern er leicht errathen konnte, daß Raub und Mord ihr Handwerk sey. Ein struppiger Rothkopf hielt ihm die Blendlaterne in's Gesicht und sprach umgewandt zu einem Hinterstehenden.

„Hauptmann! der Bursche ist erwacht aus seinem Todesschlafe. Soll ich ihm den Garaus machen?"

„Stoß ihm den Dolch in die Gurgel!" war die Antwort, und schon bereitete sich Guido, den Todesstoß zu empfangen. Da erhob der Hauptmann noch einmal die Stimme und rief:

„Doch halt! Der Bube ist jung und scheint von guter Herkunft. Wer weiß, wie der uns noch nützen kann. Knebelt ihn und schleppt ihn mit!"

Guido fühlte wohl, daß hier jeder Widerstand eitel seyn würde. Ueberdem war er unbewaffnet und noch sehr erschöpft von den schrecklichen Ereignissen des vorigen Tages. Er gab sich also ruhig der unwürdigen Behandlung hin.

Auf einem engen Waldpfad, Bergschluchten hinab und hinauf, bewegte sich der Zug der schweigenden aber schnell vorwärts schreitenden Räuber. Guido stellte indessen die düstersten Betrachtungen über seine Vergangenheit und seine Zukunft an.

Da hörte er plötzlich wieder ein bekanntes Flüstern neben sich und erblickte, bei dem matten Lichte der Blendlaterne, emsig mit fort schreitend dicht neben sich den grausigen Doppeltgänger.

„Nur ein Wort, nur einen Wink, daß du mein eigen seyn willst," lautete die Rede des Versuchers, „so bist du befreit von deinen Banden und diese hier liegen zerschmettert im Felsengrunde. Was soll dir das Leben unter Räubern? Du kannst dich nicht sicher erfreuen am lustigen Tageslichte, nicht Wonne schöpfen aus dem fröhlichen Treiben der Welt, nicht das Glück der Liebe kennen lernen in den Armen reizbegabter Frauen. Entschließe dich schnell! Sprich das beglückende Ja und ich führe dich ein in des Lebens Herrlichkeit."

Stumm setzte Guido seinen Weg fort. Seine Seele ward schwankend, halb schon neigte sein Willen sich zu dem Begehr des Versuchers, dessen Gegenwart seine Begleiter nicht zu bemerken schienen.

„So sprich doch," flüsterte dieser ungeduldig. „Was ist da zu überlegen. Elend, Schande und künftige Blutschuld sollst du umtauschen gegen Glück und Freude. Zaudre nicht!"

Mit einemmale flammte jetzt das Morgenroth in Osten vor den Wanderern auf. Da glaubte Guido in einem lichten Purpurwölkchen das wehmüthige Antlitz seines jüngern Schwesterleins zu erschauen. Die Scene der Nacht trat plötzlich vor seinen Geist und noch einmal scheuchte er den dämonischen Gesellen im Namen des Allmächtigen aus seiner Nähe.

Guido's Begleiter führten ihn jetzt hinab in ein tief zwischen Bergen eingesenktes Thal. Sie hielten am Eingange einer finstern Höle, über welche sich eine große Felsenmasse emporstreckte, von deren höchsten Fläche Bäume und Gräser im lustigen Grün hinabschauten, in das enge Thal. Die Höle war mit einer Gitterthüre von starken Eisenstäben verschlossen. Auf einen gellenden Pfiff der Räuber wurde in der Höle geantwortet; dann erschien ein seltsam gekleidetes altes Weib mit widerlichen Gesichtszügen und öffnete von Innen das gewichtige Thor.

„Herein ihr Gesellen!“ rief sie mit schneidender Stimme. „Habt ihr gute Beute eingefangen von den reichen Menschenkindern und bringt sie jetzt treu und redlich in das Gebiet der alten Wahrmunda? Oder seyd ihr rückgekommen arm und elend wie ihr auszogt, daß meine Seele euch verwünsche und meine Zunge euch plage?“

Finster und ohne Antwort zu geben, folgten die Räuber der Alten durch den schmalen Felsengang zu einem größern Gewölbe. Hier warf sich sogleich der größte Theil von ihnen in den Winkeln nieder und überließ sich dem Schlaf. Der Hauptmann aber stieß den gebundenen Guido vor die Alte hin und sprach:

„Sieh, Mutter, das ist die einzige Beute, die wir mit heimbringen von dem nächtlichen Zuge. Aber in wenigen Tagen ziehen wir wieder aus zu einem großen Unternehmen und dann bringen wir dir Gold und Herrlichkeiten mit in Hülle und Fülle!“

„Immer hast du mir leere Versprechungen, du erbärmlicher Bursche:„ zürnte die Alte. „Habe ich dich darum alle Kunstgriffe der Dieberei gelehrt und schon als Kind dich in Grausamkeit und Blutlust gehärtet, daß du mir nicht die Zinsen einbringst von dem Capitale, so ich eingelegt in deine Seele? Doch tritt her, du blanker Junge,“ so wendete sie sich nun zu Guido: „laß sehen, welcher Geist in dir wohnt und was wir dereinst von dir zu erwarten haben?“

Mit diesen Worten entledigte sie den Jüngling seiner Banden, nahm dessen Rechte und schaute

mit forschendem Blicke hinein. Da legte sich plötzlich ein hoher Ernst über das Gesicht Wahrmunda's, sie murmelte dumpfe und unverständliche Worte vor sich hin und, indem sie die Hand des Jünglings frei gab, sprach sie laut zu dem Hauptmanne:

„Hütet euch wohl, diesem Jünglinge ein Leid zu thun. Eine andere Macht hat Gewalt über ihn als die eure. Ob er euch Glück oder Unheil bringt, das vermag ich nicht zu deuten, aber so viel ist gewiß, daß kein gemeines Schicksal ihm bevorsteht."

Der Räuberhauptmann warf einen neugierigen Blick auf Guido, dann führte er ihn zu einer Schlafstelle und hieß ihn sich niederlegen. Guido sank ermattet zum Boden und entschlummerte.

Erst gegen Mittag wurde es wieder lebendig in der Höle. Ein Pistolenschuß, den der Anführer abfeuerte über die Häupter seiner schlafenden Genossen hallte fürchterlich wieder in dem weiten Gewölbe und erweckte Alle in einem Augenblicke. Man lagerte sich sogleich um eine reich besetzte Tafel, zu der auch Guido berufen wurde. Die Räuber sangen bei dem Gelage allerlei wilde Lieder und erzählten manche blutige Begebenheit aus ihrem abscheulichen Leben.

Ueber die Ehrfurcht, welche alle der alten Wahrmunda erwiesen, mußte Guido erstaunen. Aus dem Benehmen der schrecklichen Rotte erkannte der Jüngling wohl, daß man ihr eine geheime Macht, eine Gemeinschaft mit dunkeln Gewalten zutraute. Die Alte hatte sich zu Guido's Seite niedergelassen. Noch hatte sie nicht geredet. Plötzlich aber begann sie:

„Was rühmt ihr euch doch solcher nichtswürdigen Dinge, als Mord und Diebstahl sind? Was haben diese Erbärmlichkeiten für Einfluß auf das Geschick, auf die Welt? Da kann ich mich ganz anderer Thaten preisen! Einst schleppte ich bettelnd meine müden Glieder durch eine blühende Flur. Da rollte plötzlich eine glänzende Carosse an mir vorüber. Auf strahlendem Sitze saß eine reichgekleidete Frau. Ich sprach sie um eine Gabe an; aber wild rannten die Rosse an mir vorüber, die Räder warfen mich zu Boden. Kein Mensch kümmerte sich um meinen Fall. Da erhob ich mich mit Gewalt und sprach einen schrecklichen Fluch aus über jene Frau; daß die Frucht, welche sie in ihrem Schoose berge, sie selbst tödten solle, und alles verderben, was sich dereinst liebend dem aus dem Keim gereiften Menschen nahen werde.

Mein Fluch ward erfüllt; von dem Opfer selbst hängt er jetzt ab, fortzuschreiten auf der verwünschten Bahn oder sein Schicksal zu wenden zu Freude und Glück!"

Wahrmunda's graue Augen hatten sich starr auf Guido geheftet. Dieser erbebte in seinem Innersten. Ihm war als stelle seine grimmigste Feindin sich ihm jetzt gegenüber und fodre ihn zum entscheidenden Kampfe. Da zuckte es plötzlich gewaltig in ihm. Er riß einem nahe sitzenden Räuber schnell den Dolch aus dem Gürtel und stieß ihn mit dem Ausrufe:

„Ich bin das Opfer; stirb du grausame Feindin!" nach dem Herzen der Alten. Aber der Stahl zersplitterte als sey er auf harten Marmor getroffen und ein höhnisches Gelächter der Räuber schallte wild empor.

„Brav, mein Junge!" sprach grinsend die unverletzte Wahrmunda. „Du hast dein Probestück gut bestanden und dich würdig gezeigt, ein Glied unserer Kette zu werden. Nehmt ihn sogleich auf in unsern Bund. Laßt ihn schwören den Eid, der ihn uns zu eigen gibt!

Ehe noch Guido von der wunderbaren Erfahrung, welche er so eben gemacht hatte, wieder zu Bewußt-

seyn kommen konnte, trat der Räuberhauptmann mit entblößtem Schwerdte vor den Jüngliug hin und sprach ihm die Worte eines furchtbaren Eides vor, welche Guido fast gedankenlos wiederholte. Die Räuber hatten sich in einen Kreis um ihn gestellt, die Alte blickte höhnisch lächelnd zu ihm hin.

Als die Ceremonie vorüber war, entfernte sich Wahrmunda. Das Gelag erhob sich zu gräßlicher Wildheit. Jeder der Räuber brachte dem neuen Bruder den Becher des Willkomms zu. Guido's Lebensgeister entflammten sich nach und nach. Er war ein Ausgestoßener der Menschheit; hier hatte er Freunde und Genossen gefunden, mit ihrer Hülfe konnte er seinem tiefgewurzelten Haß gegen das menschliche Geschlecht völlige Genüge leisten: ihm schien es, als habe das Schicksal selbst ihn in diese Gesellschaft geführt. —

4

Warnung der Alten. Furchtbare Ueberraschung. Ereignisse im Kerker.

Guido wandelte am folgenden Tage wie ein Träumender in den Gängen der Höle umher. Wenn

er die Ereignisse überdachte, welche in so kurzer Zeit fast wunderbar sich in sein Leben gedrängt hatten, so konnte er sich der Frage an sich selbst nicht erwehren: „Wie? Ist denn dieses Alles wirklich geschehen? Bist du denn in der That noch derselbe Guido, der du vor wenigen Tagen warest?" Da gab ihm denn seine Besinnung die schreckliche und aufklärende Antwort zurück, daß er nicht träume, daß ihn die Wirklichkeit selbst in gräßliche Fesseln geschlagen habe.

Als die Dunkelheit der Nacht hereinbrach, rief der Räuberanführer die Bande durch einen Pistolenschuß in dem großen Gewölbe zusammen.

„Frisch auf, meine Freunde," so redete er die Versammlung an, „wir ziehen aus, einem reichen Prasser die Verwaltung seines Vermögens zu erleichtern. Seyd kühn und muthig wie immer, und reiche Beute wird unser Unternehmen lohnen!"

Die Räuber jubelten laut auf, der Hauptmann aber wandte sich zu Guido:

„Du wirst zum erstenmale das blutige Handwerk kennen lernen. Wahre dich wohl irgend ein Zeichen der Feigheit oder gar der Reue zu geben. Mein Dolch würde dir im Augenblicke jede fernere Schwäche dieser Art ersparen für immer!"

Guido empfing nicht ohne Beben die Waffen, welche ihm zugetheilt wurden. Der bessere Genius in ihm wurde wach. Er sah mit Schauder auf die Bahn, welche er nun beschreiten wollte; Mord und Raub, Schändlichkeiten jeder Gattung grinsten ihm aus der Zukunft entgegen. Aber was sollte er thun? die Uebermacht stand ihm gegenüber; für den Augenblick blieb ihm nichts übrig als ihr zu folgen.

Man bereitete sich zum Auszuge. Als die Bande im Begriff war die Höle zu verlassen, trat die alte Wahrmunda noch einmal vor den Hauptmann hin und sprach, indem sie auf Guido deutete:

„Laß mir diesen zurück! Ein nahes Unheil ist in die Züge seines Antlitzes eingeschrieben: noch in dieser Nacht wird es ihn treffen. Du schonst seiner Jugend, wenn du ihn für diesmal ausschließest von dem blutigen Werke!“

Unmuthig runzelte der Anführer die Stirn und bedachte sich einige Augenblicke lang. Dann entgegnete er:

„Es kann nicht seyn. Er muß mit! Ist unsere Anzahl doch schon allzusehr geschwächt durch den Tod Lorenzo's und durch die Treulosigkeit bübischer Cameraden! Was liegt auch groß an dem Bur-

schen? Will ihn der Rabenstein, so mag er ihn haben!"

Guido war in ein so dumpfes Hinbrüten versunken, daß er diese Aeußerungen gar nicht vernahm. In einer gleichen Starrsucht seines Geistes und schweigend zog er mit seinen Genossen durch die wilden Klüfte des Gebirgs, deren gefährliche Felsenpfade durch einzelne Blendlaternen nur wenig erhellt wurden. Es mochte gegen Mitternacht seyn, als man bei einem großen, in der tiefen Dunkelheit nicht erkennbaren Gebäude anlangte. Einige der Räuber waren sogleich geschäftig, mit Ditrich und Brecheisen eine kleine und unscheinbare Pforte zu eröffnen. Der Versuch gelang ohne große Schwierigkeit. Nun eilte sogleich der Hauptmann mit vielen seiner Gefährten in das Innere des Gebäudes, während Guido in der Gesellschaft einiger andern in einem dunkeln Gange zurückbleiben mußte.

Der Jüngling hörte das Pochen seines Herzens. Die Grenze schien überschritten, welche ihn vom Verbrechen trennte.

Da loderten plötzlich von allen Seiten Flammen empor. Die Räuber hatten das Gebäude in Brand

gesteckt, um bei der allgemeinen Verwirrung eine reichere Beute zu machen. In furchtbarer Schönheit schlug die Glut zum Himmel auf, ein Geheul der Angst und des Schreckens drang aus den innern Gemächern des Hauses.

Fortgerissen von seinen Gefährten stürmte Guido mit diesen eine Hintertreppe hinauf. Die nächste Thüre wurde eingestoßen. Sie standen in einem weiten Saale; der Schein des Brandes übergoß alle Gegenstände mit dem hellsten Lichte des Tages.

„Erd und Himmel, wo bin ich!" schrie Guido mit Donnerstimme. Das Blut in seinen Adern erstarrte zu Eis; er erkannte, daß er sich in dem Schlosse seines Vaters befand. In der Mitte des Saales standen zwei offene Särge. In diesen lagen zum Begräbnisse geschmückt die Leichen seiner Schwester und der Braut seines Vaters.

Die Räuber selbst fuhren entsetzt zurück bei dem unerwarteten Anblicke. Guido's Hand zuckte fieberhaft an dem Hahne seiner Pistole, er richtete die Mündung nach seinem Herzen; da sprang plötzlich eine Seitenthüre auf. Sein Vater trat bewaffnet heraus. Mit grimmigem Blick sah er hin auf den Sohn und rief dann:

„Ha! Bube, bist du auch noch zum Räuber und Mordbrenner geworden, um diese zu stören in ihrer Todesruhe und die vatermörderische Faust gegen mich zu erheben? Beim Himmel, das soll dir nicht gelingen; ich bin dein Vater: ich will dein Richter seyn!“

Ehe noch die Räuber es verhindern konnten, feuerte er sein Pistol auf den Sohn ab. Getroffen sank Guido zu Boden; seine Blicke verdunkelten sich, sein Bewußtseyn entfloh: der Fittich des Todesengels rauschte an seinem Haupte vorüber. —

Lange Zeit war es dem Jünglinge nun, als befinde er sich in einem tiefen und betäubenden Schlafe, der nur selten von Ereignissen heimgesucht wurde, von denen es ihm nicht klar war, ob sie der Wirklichkeit oder dem Traume angehörten. Eines Tages aber konnte er sich frei emporrichten von seinem Lager, und mit voller Besinnung die Umgebungen erkennen, in denen er sich befand.

In einem kleinen Gemache, mehr einem Kerker als einem Wohnzimmer ähnlich, lag Guido auf einem karg aufgeschütteten Strohlager. Eine düster brennende Lampe warf nur ein mattes Licht auf die wenigen Gegenstände, mit welchen das enge Gemach

ausgestattet war. Ein einziges Fenster, durch dessen zerbrochene Scheiben eine feuchte und kalte Nachtluft hereindrang, war mit starken Eisenstäben verwahrt.

Guido befand sich allein in dem ihm wunderlich scheinenden Gemache. Er konnte nicht begreifen, wie er hierher gekommen sey, so hatte sich die Erinnerung des Geschehenen aus seinem Gedächtnisse entfernt. Da fühlte er plötzlich einen heftigen Kopfschmerz. Unwillkührlich zuckte seine Rechte empor nach der schmerzenden Stelle. Er fand die Kopfwunde, den Verband und — Himmel! mit dieser Erkenntniß standen auch alle Schrecken der Vergangenheit wieder vor seinem Geiste.

„Ja, nun sehe ich es klar," so rief er aus, wohin mich das unglückliche Verhängniß gebracht hat, das wie ein blutsaugendes Ungeheuer nach meinem Herzblute gierig ist! Auf dem Schaffotte soll mein Haupt fallen, so will es die dunkle Macht; als Vatermörder soll mich die Welt verabscheuen, als Mordbrenner verdammen! Und dennoch bin ich unschuldig, kein Verbrecher, nur ein Unglücklicher!"

„Wer wird das glauben, mein Lieber?" flüsterte ihm plötzlich eine bekannte Stimme zu. Guido

blickte auf: Der Doppeltgänger Samael stand vor ihm.

„Du siehst," so fuhr Samael fort, „daß ich der einzige Freund bin, der dir noch treu bleibt, wohin auch dein Verhängniß dich führen mag. Was widersetzest du dich doch immer der nähern Verbindung mit mir? Sprich ein Wort und ich führe dich frei und ledig hinaus aus der engen Kerkerschaft in die glänzende Sternennacht, wo eine milde Luft deine Kopfwunde in einem Augenblicke heilen soll und dich mit neuer Kraft des Körpers und junger Heiterkeit der Seele erfüllen wird. Willst du eine einsam vertrauerte Jugend mit dem Tode auf dem Hochgerichte endigen, ohne je dem Reichthum der Lebensfreuden, ohne das Glück der Liebe gekostet zu haben? Sey kein Thor! Morgen um diese Zeit steht dir keine Wahl mehr zu. Dann starrt vom Rade des Hochgerichtes dein Kopf schon hernieder!"

Tief drang in die Seele Guido's diese Rede des Verführers, Schauer des Entsetzens zogen durch sein Gebein. Morgen schon soll er endigen wie der niedrigste Verbrecher, morgen schon in Schande und Schmach seine Jugend dem eisernen Willen des Verhängnisses opfern! Da wankte seine Stärke.

„Wie,“ entgegnet er mit bebender Stimme dem lautschreienden Samael, „du könntest wirklich mich befreien aus diesen Mauern, mich retten von dem unverdienten Gerichte?“

„Sprich das Wort, welches dich mir zu eigen gibt, sprach hierauf alsogleich der Doppeltgänger, „und, trotz dieser Mauern, trotz der Eisenstäbe, die deinen Kerker verschließen, bist du im Augenblick in jeder Gegend der Welt, wohin du dich wünschest. Willst du wandeln in dem üppigen Indien, wo jetzt die Milde des Abends sich herabsenkt und mit ihrem spielenden Hauche tausend herrliche Wohlgerüche aus Blumen und Gesträuchen in höherer Kraft entbindet, an jeden Genuß, der je den Sinnen schmeichelte, sich in ungeahntem Reichthum bietet und jeden einzelnen Europäer zu einem König macht? Sprich das Wort und mit der Schnelle des Gedankens führe ich dich hin! Gelüstet dich's, unter den Schönheiten Circassiens und Georgiens dir die Freundin zu suchen, welche dein Leben begränzt mit der Wonne der Liebe: Sprich das Wort und ehe noch der Ton deiner Stimme verklungen ist, stehst du in einem Kreise der vollkommensten Schönheiten, welche je aus den schöpferischen Händen der Natur hervor-

gingen! Hast du Neigung aus den Goldminen von Potosi, aus den Diamantgruben von Golkonda dir Schätze anzuhäufen, wie auch nie ein Sterblicher sie vor dir besessen, sprich ein Wort und meine Macht soll selbst den Durst der gierigsten Habsucht befriedigen!"

Lockend klangen die Erbietungen Samaels. Er ließ den armen Gefangenen in alle möglichen Freuden einer glücklichen Zukunft schauen. Guido hatte bis jetzt, ob er gleich fromm und rein im Innern von jedem bösen Gedanken geblieben, nur die Bosheit des Schicksals kennen gelernt: konnte er hierin die Gerechtigkeit des Himmels bewundern? Wollten nicht die Gewalten des Abgrundes sich weit liebevoller gegen ihn bezeigen? Und dabei der nahe drohende Verbrechertod — was Wunder! wenn seine Seele schwankte, wenn die Waagschale zu Gunsten des Doppeltgängers sich neigte.

Da tönte plötzlich von einem nahen Kirchthurme der Schlag der zwölften Stunde dumpf herab. Guido sah, wie die Blicke Samaels sich plötzlich starr zu der entgegengesetzten Seite seines Lagers wandten. Das Feuermal auf der Stirn des Versuchers erglänzte im dunkelglühenden Feuer, seine Gestalt wurde unstät

und wogte seltsam in einander, wie ein dunkles Gewölk am gewitterbezogenen Himmel. Und in demselben Augenblicke hörte Guido die leise Stimme seines verstorbenen Schwesterleins, wie sie ihn bei Namen rief; er fühlte den Hauch eines geistigen Odems, er sah die Gestalt des Kindes, als er das Antlitz abwendete von dem grausigen Doppeltgänger. Eine unbeschreibliche Wehmuth sprach aus den Gesichtszügen des Kindes; Guido fühlte sich auf eine wunderbare Weise abgezogen von dem Einflusse des Versuchers. Das wehmüthige Kindlein aber sprach:

„Guido! ich bringe dir die Grüße der Mutter, du sollst standhaft seyn. Auf deiner Brust trägst du ein Amulet, das dich beschützt gegen die Gewalt des Bösen!"

Schnell faßte Guido's Hand nach der Brust. Er riß ein Kreuz von Edelstein hervor, auf dem das Bild des Erlösers eingegraben war, und das er seit seiner Kindheit immer getragen. Als er dieses Symbol des Heiligsten dem Dämon des Abgrunds entgegenhielt, da dehnte sich dieser plötzlich zu einer ungeheuren Riesengestalt empor, neben ihm stand eben so riesig die alte Wahrmunda: beide lachten höhnisch auf, aber auf einen Wink des Kindes ver-

schwanden sie plötzlich den Blicken Guido's, und zwei Fledermäuse schnurrten ängstlich durch das Gitterfenster davon.

„Du bist gerettet!" flüsterte das Kindlein.

Guido aber versank in einen tiefen und wohlthätigen Schlummer.

5.

Befreiung. Abschied von der Heimath. Erste Liebe.

Die Morgensonne schien bereits recht heiter und lustig durch die Gitterstäbe des kleinen Fensters, und brachte so den freudigen Gruß der neuerwachten Natur auch in die Gruft des einsamen Gefangenen, als Guido gestärkt und fast von allem Schmerze seiner Kopfwunde befreit erwachte.

Es war ihm, als sey während dieses Schlafs eine eigene und ihm bis dahin fremde Ruhe in sein Gemüth gezogen. Klar lag es nun vor seinem Geiste, daß von einer weisen Vorsicht unmöglich einer unheilbringenden Gewalt so viel Macht über ihn eingeräumt seyn könne, als ihm dieses selbst aus seinen

bisherigen Unglücksfällen und aus den versuchenden Reden Samaels hatte einleuchtend scheinen wollen.

„Der Geist der Mutter wird mich schützend umschweben; die Engelsseelen der vorangegangenen Schwestern werden nicht von mir weichen!"

Dieser Ausruf, die Ueberströmung des innern Gefühls, war kaum über seine Lippen gegangen, als die Pforte seines Gefängnisses geöffnet wurde, und, von dem Kerkermeister begleitet, mit freundlicher Miene ein Mann hereintrat, der sich ihm selbst als der Wundarzt vorstellte, welcher ihn während einer sechswöchentlichen Geistesabwesenheit behandelt habe. Mit freundlicher Milde untersuchte der Wundarzt die Verletzung Guido's, und versichert, sie sey gänzlich geheilt, auch das Fieber und die übergroße Reizbarkeit der Nerven seyen auf eine wunderbare Weise mit einemmale verschwunden.

Es war dem Jünglinge ein höchst angenehmes Gefühl, sich mit einer Art von väterlicher Güte von einem Fremden behandelt zu sehen. Herzlich drückte er dem Wundarzte die Hand und sprach:

„Möge Euch der Himmel vergelten, was Ihr an mir gethan habt. Noch in meiner letzten Stunde wird mein Gebet dieses erflehen, wenn Euch gleich

nicht viel an den Wünschen eines Unglücklichen gelegen seyn kann, dessen Haupt schon dem Schaffot verfallen ist."

„Welcher heillose Wahn!" rief der Wundarzt aus. „Eure Unschuld ist ja erwiesen, und noch heute wird Euch die Freiheit mit allen ihren bürgerlichen Rechten wieder zugesprochen!"

„O, Himmel," brach Guido freudeglühend aus, „so war es ein Trug der Hölle." —

„Gestern bereits," fiel ihm der Wundarzt in's Wort, der ihm nun als ein Engel Gottes erschien, „wurde die ganze gefährliche Räuberbande gefänglich eingebracht, mit Ausnahme eines alten Weibes, das auf eine beinahe zauberische Weise den Soldaten unter den Händen wegkam. Gleich die ersten Verhöre der saubern Gesellen wiesen aus, daß Ihr unschuldig und nur mit Gewalt von den Räubern zu der Unternehmung gegen das Schloß Eures Vaters mitgeschleppt worden waret. Man erwartet nur meinen Bericht über den Zustand Eurer Gesundheit, um Euch sogleich Eure Befreiung anzukündigen."

Mit hülfreicher Eil entfernte sich der Wundarzt, und überließ Guido'n seinem Erstaunen und seinem Entzücken. Das war der Lohn seiner Standhaftig-

keit, mit der er den Lockungen des Verführers unzugänglich geblieben, das war der Segen himmlischer Mächte. Zum erstenmale fühlte der Jüngling die Hand des Unglücks von seinem Scheitel genommen, zum erstenmale hatte das Leben ihm in der Nacht seines Jammers eine Gunst erwiesen. Er sank nieder zu andächtigem Gebete; er schloß in Verzückung die Augen: da war es ihm, als sehe er den Himmel offen, und zwischen den sanft lächelnden Gesichtern der Schwestern strahle ein rührendes und erhabenes Antlitz in mütterlicher Milde zu ihm hernieder. —

Kaum hatte Guido sich erhoben von seinem Gebete, so öffnete sich wiederum die Thüre seines Gemaches und hereintraten zwei ehrwürdige Männer, die Richter, welche die Anerkenntniß seiner Unschuld laut bezeugten, und ihm die Befreiung verkündeten.

Still hörte der Jüngling sie an. Dann folgte er nicht ohne Erbeben dem ältern von ihnen, welcher ihn zu seinem Vater führte. Auf dem Siechlager befand sich dieser seit jener Schreckensnacht, in welcher die Räuber sein Haus überfallen. Er fühlte die Annäherung des Todes; da verlangte er noch einmal nach dem unschuldig erkannten Sohne.

Die Stimme der Natur war endlich in ihm erwacht, die Stimme des Rechts machte ihm Vorwürfe, daß er zufällige Ereignisse des Lebens dem armen Sohne zur Last gelegt, und in einer Stunde der Verzweiflung den väterlichen Fluch über ihn ausgesprochen habe.

Als Guido vor den Vater hintrat, wollte dieser in Thränen zerfließen; er verbarg sein Antlitz, und nur mit Mühe und den zärtlichsten Beschwörungen gelang es dem Jünglinge, ihn zu beruhigen.

„O, mein Sohn," rief der Vater mit vom Weinen unterbrochener Stimme, „wie habe ich doch hart und unbillig gegen dich gehandelt, da ich das Unheil meines Hauses dir zugeschrieben, und dich durch meinen Fluch gejagt in Unheil und Verzweiflung! Bald wird mein Haupt ruhen unter kühlem Moose, und mein Angedenken verschwinden unter den Menschen — sey du milde gegen mich und gedenke meiner nicht im Groll, sondern in Liebe!"

Der Jüngling sank zu den Füßen seines Vaters nieder, und betheuerte das mit heißen Schwüren.

„Heute Nacht habe ich eine Erscheinung gehabt," fuhr der Vater ängstlich um sich blickend fort, „oder war es ein Traum — ich weiß es nicht! Deine selige

Mutter erschien mir und machte mir Vorwürfe und zeigt mir klar mein Unrecht — ich fühl' es, ihr himmlischer Odem hat mich zum Tode geweiht! In wenigen Augenblicken werde ich nicht mehr seyn. Lebe wohl, mein Sohn. Mein Fluch verwandle sich in den Segen des Himmels — das ist die Hoffnung meiner letzten Stunde!"

Die Sprache verließ ihn; Nacht senkte sich auf den Blick, und der Engel des Todes trug seinen Geist hinweg aus dem Lande der Stürme und des ewigen Kampfs.

Guido konnte den herzzerreißenden Gedanken nicht fassen, daß ihm der Vater nun entrissen sey auf ewig, daß er nimmer das Leben des ehrwürdigen Blickes schauen, nie wieder dem mild ernsten Ton der väterlichen Rede lauschen sollte. Er überdeckte die kalte Hand mit glühenden Küssen, seine Thränen floßen auf das bleiche Antlitz hernieder; aber hier wohnte keine Empfindung mehr, welche durch den Hauch des Kusses oder die Gluth der Thräne hätte erweckt werden können. Mit Gewalt mußte der Jüngling von der Leiche entfernt werden.

Erst nachdem Guido's Vater mehrere Wochen schon in der Gruft seiner Vorfahren schlummerte, kehrte

Ruhe und Besinnung in die Brust des Jünglings zurück. Er machte nun seine Plane für die Zukunft, in sofern der kurzsichtige Mensch überhaupt sein Leben in eine Zeit hineinbauen kann, die noch nicht ist, und beschloß auf Reisen und in fernen Ländern den Frieden wieder zu suchen, der von einem ergrimmten Geschick so grausam seiner Jugend geraubt worden war.

Das Erbe, welches sein Vater ihm hinterließ, war höchst ansehnlich. Jene Räuber wurden in der Plünderung des überfallenen Guts durch herbeieilende und bewaffnete Landleute gestört und so noch im Beginnen ihres Frevels verjagt. Zugleich gelang es der eifrigen Sorge dieser Landleute, alle Gegenstände von Werth aus den Flammen zu retten. Ueberdem war das verbrannte Gut nur eine der unbedeutendsten Besitzungen von Guido's Vater.

Guido machte alle Grundstücke zu Gelde, mit Ausnahme des von den Räubern verheerten Besitzthums. Es war als flüstere eine dunkle Ahnung ihm zu: dort, wo du die Hand des Unglücks so schwer und drückend empfunden; dort, wo sie alle Blüthen aus dem Kranze deiner Jugend gerissen, und dir nur die Dornen gelassen; dort, wo du von dem

zürnenden Vater die fort und fort schmerzende Wunde empfangen: dort muß dir dereinst das Glück ersetzen, was es dir früher entriß, dort muß es dir auf's Neue erblühen lassen die Blumen, durch deren Raub es den Kranz deiner Freuden entblättert, dort muß es auch den brennenden Schmerz der Wunde von Vaterhand mit heilender Vergessenheit übergießen.

Vergebens suchte Guido eine Nachricht über den Bräutigam seiner unglücklichen Schwester einzuziehen; er war aus der Gegend verschwunden, ohne daß man erfahren konnte, was aus ihm geworden war.

Von allen Fesseln befreit, welche ihn noch an die Heimath hätten binden können, eilte Guido nun in einen Seehafen. Mit dem Hauptmann des ersten segelfertigen Schiffes sprach er seine Abfarth ab; ihm war es gleich, welches Land ihn jetzt aufnehmen würde: drückend lag die Vergangenheit in dem Vaterlande auf seiner Brust, nach der Zukunft in einem fremden neuen Leben waren seine Wünsche, seine Hoffnungen gerichtet.

Heiter lächelte die Sonne aus ihrem azurnen Spiegel; ein günstiger Wind erhob sich, die Kanonenschüsse, welche dem Jüngling das Zeichen der Abfahrt waren, tönten vom Hafen herüber: da eilte

Guido fröhlich und begeistert aus der dumpfen Stadt nach dem rauschenden Meere hin. Ein harrendes Boot nahm ihn auf und führte ihn dem ersehnten Schiffe zu. Glücklich sprang der Jüngling die schwanke Brücke, welche aus dem Boote in das Schiff führte, hinan, indem er ausrief:

„Lebe wohl, Vaterland! dich laß ich hinter mir mit allen Sorgen des Lebens!“

Da erklang plötzlich ganz nahe bei ihm das höllische Gelächter des Doppeltgängers Samael und der alten Wahrmunda. Er hörte das Flüstern ihrer Stimmen, wie sie höhnisch zu ihm sprachen:

„Fliehe, wohin du willst, wir bleiben dir doch getreu! Wir sind deine Freunde — wir folgen dir nach!“

Entsetzen faßte den überraschten Guido. Zugleich aber war es ihm auch, als höre er die trostsprechende Stimme seines Schwesterleins, als schaue dessen Antlitz milde und freundlich aus der glänzenden Sonnenscheibe herab.

Er betrat das Schiff. Sanfte und beruhigende Harfenklänge drangen aus der Kajüte ihm entgegen; der Silberklang einer weiblichen Stimme vermischte sich in einem süßen Liede mit diesen, und eine holde Ahnung zog ein in die Brust des Jünglings.

Erstarrt aber blieb Guido auf der Schwelle der Kajüte stehen: die Sängerin, welche er hier erblickte, schien ganz das liebliche Antlitz des verstorbenen Schwesterleins zu tragen, nur daß sie in reifer und blühender Jugendfülle, voll Lebenskraft und Lebensheiterkeit, die den reizenden Sommertag selbst beschämte und die kindliche Unbefangenheit auch in das höhere Jugendalter mit hinübergenommen zu haben schien.

Guido wurde bei ihrem Anblicke von einer Empfindung ergriffen, welche er noch nie gekannt hatte: der Blitz der ersten Liebe war in sein Herz gefallen und hatte hier eine Gluth entzündet, welche gewaltig und übermächtig ein neues Licht über sein Leben verbreitete.

Ehe der Jüngling seine Fassung wieder erhalten konnte, erklang der laute Jubel des Schiffsvolks: die Anker wurden gelichtet und das Fahrzeug schwebte hehr und groß im unaufhaltsamen Fluge hin über den weiten Ozean.

6.

Fröhliche Fahrt. Sturm. Schiffbruch.

Durch Guido's Eintritt in das zierlich ausgeschmückte Schiffsgemach wurde die Sängerin, welche in reizender Haltung hinter der alterthümlichen Harfe saß und von dort aus ihre Zaubertöne sendete, in dem begonnenen Liede unterbrochen. Ein ältlicher Mann und eine Jungfrau von gleich scheinendem Alter befanden sich in ihrer Gesellschaft. Der Schiffshauptmann, welcher den Jüngling eingeführt hatte, nannte den Anwesenden dessen Namen. Der ältliche Mann war ein Schottländer, Namens Mac O' Naugh, und die beiden Frauenzimmer wurden als seine Tochter und Nichte vorgestellt. Nachdem der Schiffshauptmann die erste Bekanntschaft unter seinen Passagieren eingeleitet hatte, entfernte er sich sogleich zu dringendern Geschäften.

Guido hatte wohl bemerkt, wie die Nichte des Schottländers, welche wir bereits auch als liebliche Sängerin kennen, bei der Nennung seines Namens überrascht schien und fast heftig zusammenschrack. Allein bald hatte die liebliche Minona ihre Fassung wiedergewonnen und unterhielt sich, mit der ihr

eigenen Anmuth, mit ihrer Freundin und Base, der fröhlichen Hannah.

Mac O' Naugh war nicht ganz zufrieden damit, daß man seine Nichte in seinem Lieblingsliede gestört hatte. Er ersuchte ohne große Weitschweifigkeit den noch blöden Guido sich zu setzen, und drang dann in Minona, ihren Gesang nochmals zu beginnen. Auch Hannah bat die sich sträubende Minona mit zärtlichen Worten darum, und wenn Guido auch schwieg, so waren doch seine Blicke die Vertreter seiner Wünsche. Die Jungfrau also hob, nachdem sie einige kräftige Accorde auf der Harfe hatte vorangehen lassen, von Neuem an:

In Wolken gehüllt,
Von Wetter umthürmt,
Des Starken Bild,
Durch sich selbst beschirmt,
Mit eisernem Thore
Steht Schloß Ontamore.

Ein edles Geschlecht,
In Alter und Macht,
Erglühend für's Recht,
Bewohnet voll Pracht

Die Felsen empore
Vom Schloß Ontamore.

Wer ist wohl so kühn
Und wagt sich heran?
Die Feinde, sie fliehn
Auf schimpflicher Bahn
Die donnernden Rohre
Vom Schloß Ontamore.

Es naht sich der Gast
Mit Freundesgesicht;
Da hebet in Hast
Der Riegel Gewicht
Der Wächter vom Thore
Im Schloß Ontamore.

Die Halle erklingt
Vom Bardengesang,
Der Tanzreigen springt
Die Halle entlang:
Der Herr singt im Chore
Vom Schloß Ontamore.

Und als nun der Tag
Im Osten erscheint,
Da ruft das Gelag,
Beim Becher vereint:
Es lebe im Flore
Der Stamm Ontamore!

Der alte Herr hatte diesem Gesange eine große Aufmerksamkeit geschenkt und zum Oeftern seinen Beifall durch Lächeln und wiederholtes Kopfnicken an den Tag gelegt. Als Minona geendet hatte, wendete er sich zu Guido und sprach:

„Ihr dürft Euch nicht wundern, daß dieses Lied welches Euch wohl nicht besonders ansprechen mag, einen so gar großen Reiz für mich hat: denn ich führe noch bei dem Namen Mac O' Naugh auch den von Ontamore und dieses alte Schloß in den schottischen Hochlanden ist das Stammhaus meines Geschlechtes."

Guido's Blicke waren während dem Liede nicht von dem anmuthigen Bilde der reizenden Jungfrau gewichen. Sein Gemüth weidete sich an dem Anblicke dieser Schönheit, welche alle überstrahlte, die er noch von ihrem Geschlechte kennen gelernt hatte. Lieblich fiel ein reicher Schmuck goldner Locken um

den blendenden Nacken herab und begrenzte das holde Antlitz, das in seiner durchsichtigen Weiße der Lilie glich, auf welche ein leiser Windeshauch den Blüthenstaub der Rose geweht. Aus den blauen Augen sprach ein reiner, unverdorbner Geist und eine Fülle von Wahrhaftigkeit und Treue offenbarte sich in dem Blicke, der manchmal von einer still gehegten Wehmuth getrübt schien. Hierzu kam das reizende Ebenmaas aller Glieder und die ungesuchte Anmuth, welche aus jeder Bewegung hervorleuchtete.

Saß nun Minona in dem Schmucke dieser Reize an ihrer lieben Harfe und ließ den reinen Metallklang frei und herrlich ihrer Brust entschweben, dann war sie in der That eine Erscheinung von fast wunderbarer Schöne, der jedermann zu huldigen sich gezwungen fühlte.

Nicht so reizend und talentbegabt war ihre Base Hannah. Allein diese besaß dagegen einen großen Schatz unverwüstlicher Heiterkeit, eine ungemeine Gabe, Alles mit geistvollem und zugleich naivem Witz zu übergießen, und eine allesopfernde Gutmüthigkeit und Liebe für Minona.

Der alte Mac O' Naugh Ontamore schien ein Mann von strenger Rechtlichkeit, aber er war wenig

gesprächig und verschlossen, wie die meisten seiner Landsleute.

Guido fühlte sich bald höchst glücklich in diesen Umgebungen. Eine solche heitere Gegenwart war ganz geeignet, die trüben Rückerinnerungen seiner Vergangenheit zu verscheuchen; nur das erwachende Gefühl einer mächtigen Liebe konnte in seiner Stärke den bösen Geist des Trübsinnes bezwingen, der oft gewaltig in sein Inneres drängen wollte.

Das Schiff, auf welchem sich die Familie Ontamore und Guido befanden, war nach Ostindien bestimmt; allein Mac O' Naugh hatte die Absicht, in der Nähe von London, wo das Fahrzeug anlegen wollte, ans Land zu steigen, und von dort über die merkwürdigsten Städte Großbrittaniens seine Reise fortzusetzen nach der Heimath. Als Guido diesen Reiseplan des Schottländers vernommen hatte, beschloß er sogleich, dem neu aufgehenden Sterne zu folgen und die Familie zu begleiten, so weit ihm das vergönnt seyn würde.

Das heiterste Wetter begünstigte in den ersten Tagen die Seefahrer. Ein günstiger Wind schwellte die Segel, um das Schiff dem Orte seiner Bestimmung entgegenzuführen und kein dunkles Wölk-

chen erregte die Besorgniß der Frauen, welche oft an dem weiten Horizonte spähend sich auf dem Verdecke ergingen. Guido war dann gewönlich ihr Begleiter, während Mac O' Naugh sich in die Lectüre der Chroniken seines Vaterlandes vertiefte.

Aber am Abende des dritten Tages verfinsterte sich der Horizont und gewaltige Windstöße von allen Seiten machten bald das Schiff zum Spielballe der Wellen. Die Frauen zeigten bei diesem Unfalle eine größere Entschlossenheit, als Guido erwartet hatte. Die ganze Nacht hindurch dauerte das Unwetter; jeder Augenblick drohte den Tod in den Wellen herbeizuführen, jeder neue Windstoß das hart beschädigte Fahrzeug in die Kluft des gährenden Meeres zu begraben. Oft glaubte Guido mit dem Heulen des Sturmes vermischt das höllische Hohngelächter Samaels zu vernehmen; dann erbebte sein Innerstes und eisiger Schauer durchrann sein Gebein, allein ein milder und beruhigender Blick aus dem schönem Auge Minona's wandte bald seine Aufmerksamkeit von dem wilden Getöse ab und fesselte sie in der bezaubernden Nähe.

Trübe und ohne Hoffnung auf eine baldige Beendigung des Sturmes brach der Morgen an. Keine tröstliche Röthe im Osten verkündete Ruhe der Na-

tur, keine höhere Macht wollte das aufgeregte Heer der Wogen ebnen. Nur der alte Herr von Ontamore schien über das unvorhergesehene Ereigniß betroffen. Hannah suchte durch heitere Scherzreden jede Bangigkeit zu entfernen. Minona sang oft recht muthig ihre freundlichsten Lieder in das Getöse des Sturmes, und Guido fühlte sich selig, in dem Bezirke eines engen Gemachs mit der Heißgeliebten vereinigt zu seyn, während um und unter ihm das Verderben in seiner schrecklichsten Gestalt wüthete.

Einige Tage hindurch blieb das Schiff dem Drange des wilden Wetters und dem Aufruhre der Wogen Preis gegeben. Das Tauwerk ward zerrissen, ein Theil der Masten zertrümmert und der Hauptmann sah sich genöthigt, den Reisenden zu erklären, daß der Sturmwind ihn aus der Richtung seiner Fahrt getrieben und wahrscheinlich in die Nähe der felsigten Küste von Schottland geschleudert habe.

„Desto besser", sprach lächelnd Hannah, „wir sind dann der lieben Heimath um so näher."

Mac O'Naugh schien aber gar nicht zufrieden damit, daß sein Reiseplan auf diese Weise durchkreuzt wurde. Er murmelte leise für sich hin von wichtigen Geschäften, welche er nun in London ver-

säumen müsse, von angesehenen Staatsmännern, deren Rath er nun dort nicht einholen könne, und von vereitelten politischen Zusammenkünften. Mac O'Naugh Ontamore aber war ein geheimer Anhänger des Prätendenten Eduard Stuart, dem überhaupt die Mehrzahl der schottischen Edlen sehr ergeben war.

Während noch der Alte kopfschüttelnd und verdrießlich über die erhaltene Nachricht in der Kajüte auf und niederschritt, erklang plötzlich vom Verdecke das Geschrei der Schiffsmannschaft:

„Land! Land!"

Der Capitän eilte im Fluge hinauf und erkannte sogleich, daß sie sich bei den hebridischen Inseln befanden. Hier wurde die Lage des Schiffes um so gefährlicher, da die felsigen Küsten, die verborgenen Klippen und die starke Brandung das Anlegen unmöglich machten, der Sturm dagegen das ihm völlig hingegebene Fahrzeug unaufhörlich dem Ufer zu peitschte.

Mit dieser ungünstigen Nachricht kehrte Guido, welcher dem Hauptmanne gefolgt war, zu seinen Freunden zurück; allein während er noch die neuerhaltene Kunde mittheilte, stürzte plötzlich ein Ma=

trose zu ihnen in die Kajüte herab und rief mit verzweiflungsvoller Stimme:

„Ach! Wir sind verloren. Rette sich, wer kann!"

Alle eilten auf das Verdeck und erfuhren hier sogleich den Grund der so schnell eingetretenen Gefahr. Das Schiff hatte an eine verborgene Klippe gestoßen, ein weiter Leck hatte sich im untern Theile geöffnet und das Wasser drang unaufhaltsam ein.

Schon war die Schaluppe in die See gelassen. Der Hauptmann sprang voran in das Fahrzeug, von dem man die Rettung aus dem nahen drohenden Untergange erwartete, ihm folgte sogleich Mac O'Naugh mit seiner Tochter Hannah. Eben faßte Minona nach Guido's Hand, um durch seine Hülfe die Schaluppe zu erreichen, da wälzte sich eine ungeheure Welle über das Schiff hin, ergriff die unglückliche Minona und riß sie mit sich hinab in den Abgrund.

„Minona, ich folge Dir!" schrie Guido in Verzweiflung und sprang der Sinkenden nach. Zu gleicher Zeit schleuderte die Welle, welche Minona'n hinabgerissen, die leichte Schaluppe in das weite Meer, die Trümmer des berstenden Schiffes wurden von dem Ocean verschlungen und das Todes-

geschrei des verunglückenden Schiffsvolks schlug empor zu dem nachtumzogenen Himmel.

7.

Die Fingalshöhle. Todesgefahr. Rettung vom Himmel.

Welch ist das tiefe Felsengrab, in das die Wogen schäumend sich drängen und von dessen unerschütterlichen Pfeilern sie, in dem eitel versuchten Vernichtungskampfe, seit Jahrtausenden unaufhörlich besiegt zurückgeschleudert werden? — Aus dem fernen Hintergrunde der weiten Halle rauschen seltsame Melodieen hervor in das Getöse der Wellenbrandung, wie klagende Menschenstimmen von gewaltigem Orgelklange begleitet. Der Mond zittert fort auf den bewegten Meereswogen, die sich wie ein silberner Streif eindrängen in die schmale Kluft, und der blasse Schein des nächtlichen Begleiters der Erde erleuchtet seltsame Felsenmassen, von aufstrebenden Basaltsäulen gebildet. Ueber diesen rundet sich in den aufsteigenden Dünsten und den ewig von der Decke niederfallenden Tropfen der magische

Mondregenbogen, dessen eigener Glanz die Säulengruppen mit einer zauberhaften Färbung übergießt. Das ist die Fingalshöhle an der Küste der schottländischen Insel Staffa.

Was dringt für ein Stöhnen aus der Grotte tiefstem Grunde herauf? Es ist eine menschliche Klage, ausgesprochen in Seufzern, welche aber, ehe sie das ferne Ohr eines theilnehmenden Wesens erreicht, längst untergegangen ist in dem wild tobenden Aufruhre der Natur. Da trägt eine hoch aufschlagende Welle das bebende Licht des Mondes bis zum weitesten Grunde der mächtigen Basaltkluft und die hinterste Wand wird, wie durch einen flüchtigen Blitz in schwarzer Wetternacht, plötzlich erhellt. Bleich und ohnmächtig liegen dort auf einer über die Wellen emporstrebenden Felsenbank zwei jugendliche Gestalten; der Engel des Todes scheint bereits erwartungsvoll ihnen zur Seite zu stehen, daß er ihre letzten Odemzüge der Erde, ihre Seele der Ewigkeit übergebe. Aber da erhebt sich noch einmal die Kraft des Jünglings aus den Fesseln der Schwäche und der Todesengel entfleucht und sucht andere Opfer, die reif sind seiner Sichel und müde des sorgedurchflochtenen Daseyns.

Die Lippen des Jünglings öffnen sich und im matten Flüstern rauscht über sie hin der Name: „Minona!" Und was die Lippen ausgesprochen im ersten Erwachen der Kräfte, das begehrt nun auch zu schauen das wiederbelebte Auge. Der Blick bricht hervor aus dem bisher geschlossenen Grabe der Augenlieder und neben sich erschaut der erkräftigte Guido die Geliebte in ihrem Ohnmachtsschlummer, eine bleiche Lilie, wunderbar erglänzend in dem zauberhaften Scheine des Mondregenbogens.

„Sie ist todt!" so schallt ihm plötzlich eine Donnerstimme entgegen aus dem Brausen der Wogen.

„Todt!" wiederholt er in wilder Verzweiflung. „Mein süße Blume geknickt im wilden Sturme! O dann nimm auch mich auf, willkommenes Verderben, und zerschmettere in schneller Vernichtung meine Gebeine an diesem Felsen!"

Schon ist der Jüngling im Begriffe sich hinabzustürzen in den Strudel der Wogen, da ringt sich ein leiser Seufzer empor aus dem bewegten Busen der Jungfrau, und schlägt an sein Ohr und dringt in sein Herz zu neuer Hoffnung, zu neuer Freude am Daseyn. Er faßt die Jungfrau in seine Arme, unter seinen Füßen toben die Wellen, über seinem

Haupte heulen die Stürme, allein was kümmert ihn die losgelassene Wuth der Natur? Er lauscht den Odemzügen der Geliebten, er zählt die belebtern Schläge ihres Pulses, er hängt an den zuckenden Wimpern ihrer Augen. Und als nun mit einemmale der Himmel aufgeht in dem eröffneten Blicke, als auch sie erkennt, daß sie an der Brust des bereits still im Innern geliebten Freundes ruht, als nun von Beider Lippen die Namen: „Guido!“ — „Minona!“ — im süßen Wohlklange tönten, da vereinigte auch die Macht der Liebe die Seligen am Rande des Todes zu einem Alles sagenden Kusse, und weihete den Bund der Herzen für eine Zukunft voll seltsamer Störungen und wunderbarer Ereignisse.

Und die Augenblicke rauschten flüchtig vorüber, wie die Wellen an den unerschütterten Felsengründen, und das Meer, gepeitscht von dem wachsenden Sturme, dringt höher hinan zu dem rettenden Sitze der beiden Liebenden; aber sie gedenken nicht des Fluges der Zeit, sie hören nicht das nähere Brausen des zornigen Elements. Ein seliges Entzücken hat sich über ihr ganzes Wesen verbreitet, die Offenbarung heiliger Gefühle hat eine Glorie um ihre

Gemüther gesponnen, die sie weit erhebt über Zeit und Gefahr. Da tritt plötzlich die hehre Scheibe des Mondes, ihnen gerade gegenüber, vor die weite Oeffnung der gewaltigen Felsenhalle. Guido erkennt zuerst das Verderben, das zu den Füßen der Sorglosen seine Netze ausgespannt und lüstern die Krallen ausgestreckt nach ihm und seinem Liebsten. Ein Schrei des Entsetzens entfährt seiner Lippe; erschrocken schaut Minona zu ihm empor.

„Blick um dich," so spricht er mit zitternder Stimme zu der Theuern, „bald werden diese Wogen größer und mächtiger zurückkehren, sie werden uns hinabreißen in den Abgrund, dich von mir schleudern und neidisch uns nicht einmal die Wonne des Todes in dem Vereine einer süßen Umarmung gönnen. Siehe! Immer höher drängt sich die Fluth." —

„Jammre nicht, mein Guido," entgegnet die muthige Jungfrau, „ich will dich so fest umschließen, daß keine Gewalt der Elemente mich im Tod von dir zu trennen vermag. Sey stark! Wir sterben vereinigt!"

Aber in verzweiflungsvoller Angst sinnt Guido vergeblich auf eine Möglichkeit, die Geliebte zu erretten, der Sturm seiner Seele tobt gewaltiger,

als der in der Natur: da ist es ihm mit einemmale, als höre er durch das schauerliche Getöse der wilden Brandung, die Alles übertönende Stimme Samaels, wie sie mahnet in dieser höchsten Gefahr:

„Rufe nur mich! Ich bin dir nahe! Sey mein eigen und ich rette dich und die Geliebte!"

Doch im selben Augenblick erschaut er auch dicht an seiner Seite die ätherische Gestalt des schwesterlichen Engels. Freundlich winkt ihm diese, ihr zu folgen. Eine neue Hoffnung dringt segensvoll in sein Inneres. Guido faßt die Hand der Geliebten und zieht sie schweigend empor. Da schwebte der leichte Schatten an der Seitenwand der hochgewölbten Höle vorauf, unter seinen Tritten weichen die schäumenden Wogen zurück, ein trockener Fußpfad wird sichtbar und Minona, welche die Erscheinung nicht erblickt, läßt sich in träumerischer Nachgibigkeit von dem Jünglinge auf dem Rettungspfade fortführen. Sie langten an dem weiten Ausgange der Halle an. Da braust ein wilder Sturm vorüber, eine schwarze Wolke fliegt in unaufhaltsamer Hast über die Fläche des Meeres dahin und Guido glaubt in ihrer seltsamen Gestaltung das wildverzerrte Antlitz des Doppeltgängers Samael in riesiger Aus-

breitung zu erkennen. Allein fest hängt der Blick des Jünglings an dem stillen Gange der hülfreichen Schattengestalt. Ein schmaler Pfad windet sich zwischen Felsen auf. Vorsichtig leitet Guido die Geliebte. Noch ein Augenblick und sie sind außer aller Gefahr, sie stehen auf der Insel, die, von Basaltsäulen getragen, hoch aus dem Meere emporragt! Guido will niedersinken zum Dankesgebete, doch weiter winkt ihm der zarte Schutzgeist. Er folgt mit der, fortwährend in einer süßen und wunderbaren Bewußtlosigkeit, mitwandelnden Minona. Wohl eine Stunde dauert der Weg. Da verschwindet plötzlich die himmlische Gestalt. Im Glanze der Morgenröthe stehen die beiden Liebenden an der Pforte einer einfachen Hütte, wie sie die Eingebornen jener Insel, ärmliche Fischer, zu bewohnen pflegen.

8.

Der Fischer von Staffa. Angriff. Die Flucht eines Königs.

Sogleich klopfte Guido an die Thüre der Hütte, und bat mit flehender Stimme um Einlaß. Der

Frost des Morgens durchschauerte den zarten Körper Minona's; ein allgemeines Erbeben hatte sich ihrer ganzen Person bemächtigt.

Ganz gegen die in Schottland hergebrachte und herrschende Sitte der unbeschränktesten Gastfreiheit wurde auf Guido's wiederholte Bitte weder die Pforte geöffnet, noch irgend eine Antwort ertheilt. Man hörte nur ein unheimliches Flüstern und ein unruhiges Hin- und Herlaufen im Innern der Wohnung.

Minona lag erstarrt und beinahe odemlos in den Armen des Jünglings. Da rief dieser mit gewaltiger Stimme aus, indem er noch einmal heftig an die verschlossen gebliebene Pforte pochte:

„So öffnet doch, um des Himmelswillen! Wenn ihr Menschen seyd, laßt euch das Unglück zweier Schiffbrüchigen zu Herzen gehen und gewährt ihnen ein sicheres Obdach!"

Auf diesen dringenden Ausruf Guido's wurde nun das kleine Holzfenster zur Seite der Thüre aufgeschoben und der mit schwarzem, struppigem Haar bedeckte Kopf eines Mannes wurde sichtbar, der mit spähenden Blicken die frühen Ankömmlinge musterte. Guido wiederholte seine Bitte und

machte zugleich den Bewohner der Hütte auf den hülflosen Zustand seiner Begleiterin aufmerksam. Schnell schloß sich das Fenster. Die Thüre that sich auf und der Fischer von Staffa, unverkennbare Gutmüthigkeit und Theilnahme an der ohnmächtigen Jungfrau im Antlitze, führte seine beiden Gäste in das kleine wohl erwärmte Gemach.

Hier erlangte Minona nach und nach, durch Guido's und des hülfreichen Fischers Sorglichkeit, ihre Besinnung wieder. Sie konnte sich gar nicht finden in die Umgebungen, welche sie erblickte; es war ihr, als habe sie einen langen süßen Traum geträumt und nur mit großer Mühe vermochte sie endlich den Augenblick in ihr Gedächtniß zurück zu rufen, in welchem eine grausame Welle sie von ihrem Oheim und der geliebten Hannah getrennt. Weiter aber konnte ihre Erinnerung sie nicht führen. Sie behauptete dagegen, bestimmt gesehen zu haben, wie Mac O'Naugh mit seiner Tochter und dem Schiffshauptmanne glücklich ans Land gekommen sey, während sie im Wirbel der Wogen sich plötzlich von der Hand Guido's ergriffen gefühlt hatte. Guido hütete sich wohl, ihren süßen Wahn zu vernichten, doch that es ihm zugleich wehe, diesem auch die gegen-

seitige Liebesoffenbarung und den Aufenthalt in der Fingalshöhle zum Opfer bringen zu müssen, an welchen letztern der Jungfrau auf eine seltsame Weise jeder Gedanken verschwunden war.

„Ja, mein Freund, mein Retter!" so sprach die Jungfrau, und ein lieblicher Hoffnungsschimmer strahlte aus dem schönen Auge, „wir müssen nur Schloß Ontamore zu erreichen suchen. Dort erwarten uns die theuern Verwandten, und mit hoher Freude werden sie den Erhalter meines Lebens wieder begrüßen!"

Der Fischer von Staffa, welcher das junge Paar einige Augenblicke allein gelassen hatte und in eine Nebenkammer gegangen war, trat jetzt wieder herein.

„Ihr müßt mir verzeihen", redete er den Jüngling an, „daß ich nicht sogleich, wie es bei uns Schotten die Gastlichkeit befiehlt, euch auf euern ersten Anruf die Pforte meiner Wohnung geöffnet, allein" — so fuhr er leiser fort — „ein wichtiger und hoher Fremder, auf dessen Geheimhaltung alles ankömmt, hat die Nacht bei mir zugebracht. Noch schlummert er im kleinen Seitenzimmer. Ihr werdet ihn wohl nicht verrathen; ihr seyd ja selbst unglücklich!"

Guido wollte den Fischer eben durch theure Versicherungen beruhigen, als plötzlich von außen sich flüchtige Schritte der Hütte näherten und ein dreimaliges schnelles Klopfen die Ankunft irgend einer Person anzeigte. Der Fischer schien die Art des Pochens zu kennen und öffnete ohne Weiteres die Thüre.

„Was bringst du, Bube?" fragte der Alte nicht ohne Spuren einer ängstlichen Erwartung den ungefähr siebenzehnjährigen Fischerknaben, dessen große Aehnlichkeit mit dem Hüttenbewohner ihn sogleich als den Sohn desselben zu erkennen gab. Trotzig blickte der Knabe auf die Fremden, als seyen diese ihm ein Hinderniß, seinen Bericht ungescheut auszusprechen. Der Fischer von Staffa aber rief ungeduldig: „Will der Stockfisch wohl reden! Hier lauern keine Verräther. Wen ich in meiner Hütte aufnehme, der meint es treu und redlich."

Bei diesen Worten warf er einen freundlichen Blick auf Guido, als wolle er sich seiner Theilnahme und Willfährigkeit durch solches Vertrauen recht versichern.

„Wir werden gleich noch mehr Besuch erhalten", entgegnete nun der Knabe; „vier Rothröcke sind,

ohne daß ich den herrannahenden Nachen bemerken konnte, hinter der schmalen Felsenwand gelandet. Mit gezogenen Degen kommen sie auf unsere Hütte zu."

„Ihre Waffen fürcht' ich nicht", sprach der Fischer von Staffa, indem er die Hüttenthüre von Innen stark verriegelte. „Aber ihrer sind vier, und da muß ein vernünftiger Vertheidigungsplan entworfen werden." Nachdenkend ging der Alte in das Seitengemach.

Zitternd schmiegte sich Minona an Guido. Er schlang seinen Arm um sie; sie duldete es. Er drückte einen Kuß auf die süßen Purpurlippen; sie verweigerte ihn nicht. Ihre Liebe war aufs Neue besiegelt! —

Der Fischerknabe hatte indessen ein gewichtiges Ruder von der Wand genommen und schwang es mit Kraft und Kampflust um sein Haupt. Dazwischen schaute er zum Oeftern durch das vorsichtig geöffnete Fenster, ob er den Zug der erwarteten Gegner erblicke und wie nahe dieser etwa sey.

Während dieses in dem vordern Gemache geschah, entspann sich in dem Nebenzimmer ein lautes Gespräch zwischen dem Fischer von Staffa und dem Fremden, der, wie es schien, durch jenen erweckt

worden war. Als des Fremden Stimme sich erhob, horchte Minona überrascht auf.

„Beim Himmel, mein Freund!“ so flüsterte sie dem lauschenden Guido zu, „ich kenne diese Stimme. Ich habe sie gehört aus dem Munde eines Mannes, der von aller Herrlichkeit und allem Glanze der Welt umgeben war, als er triumphirend über die Häupter seiner Feinde hinwegschritt — es ist —“

Minona wurde in diesem Augenblick durch einen gellenden Pfiff des Fischerknaben unterbrochen, mit dem er seinem Vater ein Zeichen gab, daß die Feinde nahe seyen. Der Alte trat sogleich aus dem Seitengemach. Dann ergriff auch er ein Ruder und sagte, indem er die Hütte verließ, zu Guido:

„Ich denke mit Hülfe meines Sohnes wohl jene vier Landkrebse heimzuweisen in ihre Heimath. Sollte sich aber dennoch Gefahr zeigen, so rechne ich auf euern Beistand! es gilt ein hohes und theures Leben.“

Guido's Muth war bereits erwacht. Eine Rücksicht auf Minona ließ ihn noch schwanken; da aber sprach die Jungfrau mit leisen Worten zu ihm:

„Ja, mein Freund, es gilt ein hohes und theures Leben! Kämpfe mit diesen wackern Schotten

für die gute Sache. Ein leichter Sieg harret dein. Minona wird nicht zittern."

Begeistert eilte Guido dem Fischer von Staffa nach. Er fand diesen bereits im Wortwechsel mit den englischen Soldaten, welche mit Gewalt in die Hütte dringen wollten. Mit gezogenem Degen trat der Jüngling aus der Pforte. Bei seiner Erscheinung wichen die Soldaten einige Schritte zurück und flüsterten still mit einander. Einer von ihnen aber deutete mit der Hand auf Guido und rief laut:

„Der ist es nicht. Es muß noch einer in dem Neste stecken. Laßt uns den Eingang mit Gewalt erzwingen, wenn Güte nichts vermag über diese Schurken."

Schon naheten sich die vier Angreifenden mit gezuckten Schwerdtern den drei mutherfüllten Vertheidigern des Eingangs. Da öffnete sich plötzlich das Fenster und es erschien in demselben eine ernste und bleiche Mannesgestalt, in jeder Hand eine aufgezogene Pistole. Zwei Schüsse fielen zugleich. Einer der Soldaten stürzte getroffen zu Boden; die übrigen drei, von panischer Furcht ergriffen, wendeten sich eilig zur Flucht, indem sie ihren verwundeten Landsmann mit fortschleppten. Der Knabe folgte

ihnen in einiger Entfernung nach und brachte bald die Nachricht zurück, daß jene sich eilig in ihr Boot begeben hätten und von dannen gerudert seyen.

„Nun ist er auch hier nicht mehr sicher", murmelte der Fischer vor sich hin, „noch heute muß er zu den Franzosen nach Lochnarach."

Als Guido, von seltsamen Zweifeln bewegt und gereizt von einer leichtverzeihlichen Neubegierde, wieder in das Gemach zurückkehrte, fand er den Fremden in Minona's Nähe. Mit edlem Anstande begrüßte der bleiche Mann den Eintretenden und dankte ihm für seine muthige Willfährigkeit. Obgleich er nur die Kleidung eines bergschottischen Jägers trug, so leuchtete doch aus seinem Antlitze eine ehrfurchtgebietende Hoheit und sein ganzes Benehmen hatte etwas ernst Ritterliches.

„Wir sind verrathen, lieber Jack!" so sprach er zu dem Fischer von Staffa, „jene Memmen hätten gern die dreißig tausend Pfund verdient, welche der Usurpator auf unser Haupt gesetzt. Es waren Engländer. Meine Schotten sind getreu; unter ihnen findet sich kein Verräther."

„Wenn der Herr will," entgegnete Jack mit einem tiefen Bücklinge, „so führe ich ihn sogleich

hinüber nach Man. Dort liegt die Brigg, welche ihn noch heute zu den französischen Schiffen bei Lochnarach bringen kann. Dort ist alle Gefahr vorüber."

„Ihr habt Recht, braver Jack!" erwiederte der Unbekannte. „Wir müssen uns unsern Unterthanen erhalten. Ich will euern Rath in diesem Augenblicke befolgen. — Lebt wohl, schöne Blume von Ontamore", so wandte er sich jetzt mit einem höchst anmuthigen Lächeln an Minona, „ich habe eurer nicht vergessen. Als ihr die Zierde der glänzenden Bälle von Edinburg waret, gedachtet ihr wohl nicht, mich einst in dieser Verkleidung, flüchtig und geächtet wieder zu finden? — Ihr vergießt eine Thräne! Diese Perle ist der schönste Schmuck in der Krone eines entsetzten Königs. Lebt wohl! hoffentlich nicht für immer! Grüßt euern Oheim, den wackern O'Naugh. Vielleicht kommt die Zeit, in der ich ihm das Blut, so er für mich vergoß, und die Wunden, so er in meinem Dienste erhielt, vergelten kann!"

Nach diesen Worten verbeugte der Unbekannte sich gegen Guido und verließ mit dem Fischer von Staffa die Hütte. Minona aber legte weinend ihr

Haupt an des noch immer erstaunten Guido's Schulter und sprach schluchzend:

„Guido, ahnst du nicht, wer von uns ging?"

„Noch kann ich meine Zweifel nicht ordnen", entgegnete der Jüngling, „allein ich sehe dich in einer außerordentlichen Wallung. Kein gewöhnlicher Mensch kann es seyn, an dessen Schicksal meine Minona einen so lebendigen Antheil nimmt."

Da löste die Jungfrau mit wenigen Worten das Räthsel und erwiederte:

„Es war Eduard Stuart, der rechtmäßige König dieses Landes."

9.

Reise. Bange Ahnungen. Ueberfall.

Mag der unglückliche Prätendent eines Reiches, dessen Besitz ihm und seinem Geschlechte von dem dunkel waltenden Schicksale für immer entnommen ward, den Freunden zueilen, welche in ängstlicher Forschung die Küsten Hyberniens umschweben; mag er sie finden und in ihrem Geleite ein fernes Land suchen, um dort neuen Hoffnungen nnd neuen Ent-

würfen zu leben: wir wollen den Jüngling Guido und Minonen, die holde Blume von Ontamore, begleiten; wollen lauschen dem süßen Flüstern der erwachten Liebe; wollen mit ihnen entgegengehen den Leiden und Freuden, welche die geheimnißvolle Zukunft für sie in ihrem Schoße bewahrt!

Noch blickten die beiden Liebenden von Staffa's felsigem Gestade sinnend hernieder zu den schäumenden Wellen, die auf unsicherm Nachen den Erben eines Thrones hinweg getragen, als der Fischerknabe über das Gestein des Ufers zu ihnen emporstieg und ihnen anzeigte, er sey bereit, sie an die Küste von Schottland überzusetzen.

Guido und Minona bestiegen den schwankenden Kahn. Die Gefahr, mit welcher die umstürmenden Wogen sie bedroheten, konnte keinen Eindruck auf sie machen: die neu erwachte Liebe und eine süße Hoffnung erfüllten sie mit hohem Muthe.

Bald erhoben sich die mächtigen, oft abentheuerlich gestalteten Gipfel des schottischen Hochlands in scharfen Umrissen vor ihren Blicken. Sie erkannten die dunkeln Kränze der Fichtenwälder, die stolzen Felsenhäupter, welche sich aus diesen erheben und aus düsterm Wolkengebiet majestätisch herabblicken zu der niedern Erde.

Sie landeten in einer kleinen schottischen Küstenstadt. Glücklicherweise hatte Guido seine Geldbörse und sein sicher verwahrtes Taschenbuch aus dem Schiffbruche gerettet. Man verweilte hier nur so lange Zeit, als Minona nöthig hatte, um sich mit Kleidungsstücken zu versehen und eine Begleiterin zu dingen, welche die beschwerliche Reise von einigen Tagen nach dem Felsenschlosse Ontamore nicht scheute.

Ein junges muntres Mädchen, die Tochter eines Küstenfischers, nahm gern den Antrag an, und nach kurzer Frist bestiegen Minona, ihre Begleiterin Jenny und ihr Freund Guido drei kleine, rüstige Gebirgspferde, um, von einem wegkundigen Führer geleitet, die kühne Wanderung über steile Felsenpfade und ausgetretene Waldströme zu beginnen. Minona lebte in freudiger Hoffnung, ihre Verwandten und vor allen andern die theure Hannah bald wieder zu umarmen, während Guido die harmlose Jungfrau innig bedauerte, welche auf einen trüglichen Wahn ein so festes Vertrauen setzte.

Die herrlichen Gebirge des schottischen Hochlandes bieten einen unerschöpflichen Reichthum großer und reizender Naturszenen. Jede Viertelstunde der

Tagesreise führte ihren eigenen Genuß mit sich. Oft versuchte Guido, wenn er mit Minona den Begleitern nun eine Strecke Wegs vorangeeilt war, seine Freundin durch zarte Andeutungen seiner Liebe zu neuen freundlichen Entgegnungen zu reizen, allein Minona war wie umgewandelt. Sie hatte das trauliche Du wieder in das fremde Ihr verwandelt, beharrte in einer seltsamen Schweigsamkeit und schien einer innern tiefen Trauer nachzuhängen. Vergebens forderte Guido sie auf, durch Vertrauen und Mittheilung ihren Kummer zu erleichtern: ein leiser Seufzer war die ganze Antwort, als er auf solche Weise in sie drang. Hierauf hielt es der Jüngling für das Beste, die theure Gefährtin, durch fortgesetzte laute Bewunderung der großen Gebirgsumgebung, auf diese aufmerksam zu machen, um sie so von den trüben Gedanken abzuziehen. Dieses gelang ihm über Erwarten und in einer ziemlich heitern Stimmung wurde die nun noch übrige Tagreise zurückgelegt.

Abends langte man in einem, anmuthig im tiefen Thalkessel gelegenen, Dörfchen an. Hier wurde übernachtet. In der Frühe des nächsten Morgens aber setzten die Wanderer ihre Reise weiter fort;

am folgenden Tage gedachten sie, Schloß Ontamore zu erreichen.

Sie waren erst einige Stunden von dem lieblichen Dörfchen entfernt, als Guido von dem Führer angeredet wurde und die Nachricht erhielt, daß sie während der ganzen Tagreise keine menschliche Wohnstätten antreffen und wohl erst mit dem Einbruche der Nacht zu einer einsamen, jenseits des fernen Gebirgs befindlichen Hütte kommen würden. Bei dieser Gelegenheit betrachtete Guido den Führer genauer als bisher. Er konnte sich nicht bergen, daß in diesen verzerrten Zügen, in den schwarzen, unstät umher blitzenden Augen eine große Verschmitztheit und Tücke zu Tage traten. Dem Führer schien Guido's stumme Untersuchung seiner Person beschwerlich zu fallen; er spornte plötzlich sein Roß zu scharfem Trabe und hielt sich von nun an in einer bestimmten Entfernung von den Uebrigen voraus. Minona hatte Guido's Betrachtungen getheilt, allein zugleich noch eine andere, sie mit Schreck erfüllende, Entdeckung gemacht.

„Mich dünkt,“ so sprach sie mit bebender Stimme zu ihrem Freunde, „ich sah diesen Menschen bereits in dem Gefolge eines Mannes, dessen wi-

drige Nachstellungen mich einst auf das Aeußerste verfolgten und dessen Nähe nur gefährlich für unsere Sicherheit seyn könnte!"

„Beruhige dich, meine Geliebte," entgegnete Guido, „mein Arm wird dich schützen, mein Leben verbürgt deine Ruhe. Wer aber dürfte es wagen, friedfertige Wanderer zu beunruhigen? Wer ist der, dessen Angedenken meine Minona mit Furcht erfüllen kann?"

„Hört mich an," sagte die Jungfrau. „Kaum hatte ich unter der Erziehung meiner verstorbenen Tante, Hannah's Mutter, das fünfzehnte Jahr erreicht, so sah ich mich schon von der zudringlichsten Liebe eines Nachbarsohns Henry Mac Green, verfolgt. Dieser junge Mann war als der verwegenste und unternehmendste Wüstling in der ganzen Gegend bekannt. Er hatte schon frühe seine Eltern verloren, und war, bei einem bedeutenden Vermögen, sich ganz selbst überlassen geblieben. Hieraus entstanden seine ungeregelten Neigungen und der stürmische Drang, jeden tollen Einfall zu befriedigen, und, bei aufkeimenden Hindernissen, ihn nur um so hartnäckiger zu verfolgen. Wo es blutige Händel gab, da war Henry Mac Green gewiß der Anstifter; wo irgend

ein stilles Familienglück gestört wurde, hatte gewiß der wilde Sohn vom Felsen, wie man ihn auch nach seinem Familienschlosse nannte, einen Antheil daran. Kein Verhältniß war ihm heilig; Tücke und Leidenschaft beherrschten in gleicher Macht sein Gemüth. Seinen offenen Bewerbungen um mich setzte ich Kälte und Verachtung entgegen. Als er bei meinem Oheime um meine Hand anhielt, wurde er von diesem unter dem Vorwande abgewiesen: der Unterschied der Religionen — er ist katholisch, unsere Familie der englischen Kirche zugethan — mache für immer eine solche Verbindung unmöglich. Seit dieser Zeit wurde er der unversöhnlichste Feind unseres Hauses. Mehrere Versuche, mich mit Gewalt aus dem Schlosse meines Oheims zu entführen, schlugen fehl. Als die Edeln des Hochlandes sich vereinigten, die Rechte der Stuarts zu vertheidigen und den unglücklichen Eduard von Schottland auf den Thron seiner Väter zu heben, fand auch Henry Mac Green sich zu diesem Bunde. Nur zu frühe ward des Prätendenten unheilvolles Geschick entschieden. Mein Oheim flüchtete nach der Schlacht von Cülloden mit seiner Tochter und mir auf das feste Land. Dort erhielt er, da er einer der Ge-

mäßigten war, bald Verzeihung von der zur Duldsamkeit geneigten Regierung. Es ward ihm erlaubt, wieder in den Besitz seiner Güter zu treten. Der wilde Mac Green verharrte aber in unsinniger Empörung. Seine Güter wurden ihm entrissen, er selbst gerichtet. An der Spitze eines Haufens von Abentheuerern, welche im Ganzen nichts Besseres als Räuber seyn sollen, macht er die Straßen und Pfade des Hochlandes unsicher. Urtheilt jetzt selbst, was ich zu befürchten hätte, wenn ich in die Hände dieses Mannes fiel?"

„Wenn ihr es erlaubt, edle Lady", fiel jetzt die Dienerin Jenny mit ängstlichem Redeton ein, „so will ich euch berichten, was ich Seltsames in der Nacht, die wir in jenem Dorfe zugebracht, wahrgenommen habe?"

„Sprich, ohne Scheu!" erwiederte Minona. „Deine Offenbarung könnte wohl nutzen."

„O ich fürchte nur zu sehr", sagte Jenny, „daß Eure bösen Ahnungen durch meinen Bericht vermehrt werden. Die ungewohnte Erhitzung auf der Reise raubte mir während der Nacht allen Schlaf. Ich trat an das Fenster meiner Kammer und blickte hinaus in die lichte Mondnacht. Plötzlich sah ich auf

der Straße, welche wir heute Morgens gezogen sind, einen Reiter sich dem Gasthofe nähern. Kein Hufschlag verrieth dem Gehöre den Trab des Rosses. Man mußte Sorge getragen haben, seine Füße mit Tuch oder Stroh zu umwinden, der Reiter hielt vor dem Hause und hustete leise dreimal. Sogleich trat unser Führer aus einem Seitenpförtchen, und sprach angelegentlich mit dem Fremden, indem er mit lebhaften Bewegungen zum Oeftern nach dem Fenster Eures Zimmers deutete. Endlich entfernte sich der Reiter und rief mit erhobener Stimme, so daß ich seine Worte verstehen konnte: „morgen also um diese Stunde ist sie mein! dein Lohn soll nicht ausbleiben!" Eilig und still, wie er gekommen, ritt es desselben Weges wieder zurück; unser Führer schlich vorsichtig wieder ins Haus."

„Beim Himmel, das ist verdächtig!" sprach Guido, „ich will ein ernstes Wort mit dem Burschen reden, das ihm das Gelüst vertreiben soll, uns zu verrathen."

Guido trieb sein Roß vorwärts und hatte bald den Führer eingeholt. Der Schottländer brummte, ohne sich durch Guido's Ankunft stören zu lassen, eine Nationalmelodie vor sich hin.

„Höre“, so redete der Jüngling, nachdem er eine Weile stumm neben seinem Begleiter hergegangen, diesen an, „mir scheint, du treibst ein böses Spiel mit uns und hegst Verrath im tückischen Sinne; aber das sey dir zur Warnung gesagt, beim ersten Zeichen eines Unfalls, dessen Ursache deine Treulosigkeit seyn könnte, zerschmettert dir eine Kugel aus diesem Pistol den Hirnschädel!“

Der Schotte erwiederte nichts. Auf einen Augenblick unterbrach er seinen Gesang; ein stechender Blick flog zu Guido herüber, dann sah er wieder starr und gleichmüthig auf den Weg und fuhr in seinem Liede fort.

Der Jüngling hielt sich von diesem Augenblicke an nur in geringer Entfernung von dem verdächtigen Führer, damit dieser im unglücklichen Falle seiner Strafe nicht entgehen könne. Aengstlich schlossen Minona und ihre Begleiterin sich an. So nahte der Abend und man befand sich in einer wilden Felsengegend, in der sich keine Aussicht auf sichere Unterkunft zeigte. Bald verhüllte dichte Finsterniß alle Gegenstände. Man verlor den Pfad und der Führer erklärte, er wisse nun selbst nicht mehr sich in diesen Felsengewinden zurecht zu finden. Die Frauen hat-

ter sich zitternd an Guido gedrängt: man wagte nicht, sich von der Stelle zu bewegen, da jeder Schritt vorwärts oder zur Seite in einen Abgrund führen konnte. Guido selbst wußte nichts Besseres vorzuschlagen, als an diesem Orte den Anbruch des Morgens zu erwarten; Minona und Jenny sollten auf einem dürftig bereiteten Lager ruhen, indem er neben dem Führer wachen wollte. Man schickte sich an, diesen Plan in das Werk zu setzen, als plötzlich über den Häuptern der Wanderer ein Gewitter ausbrach, mit all' der schrecklichen Gewalt und stürmischen Wuth, welche diese Naturerscheinung in den Hochlanden mit sich führt. Der Donner hallte furchtbar wieder in der weiten Reihe der Felsgeklüfte; Blitz folgte auf Blitz, aber das Leuchten des zürnenden Himmels diente zugleich, den Reisenden einen ziemlich gebahnten Pfad und in nicht weiter Ferne die Umrisse eines großen Gebäudes erkennen zu lassen, auf welche jetzt der Führer aufmerksam machte. Da diese Entdeckung des Schotten absichtslos schien und der plötzlich in Strömen herniederrauschende Regen einen Zufluchtsort für die Frauen nothwendig machte, so eilten die Wanderer dem Gebäude zu. Guido hielt ein gespanntes Pistol unter dem Man-

tel verborgen und blieb dem Führer hart zur Seite. Man hatte das Gebäude erreicht. Es waren nur Trümmer eines alten Schlosses, wie sich deren so viele in den schottischen Hochlanden befinden. Menschliche Wohnungen schienen hier nicht aufgeschlagen; wohl aber dürfte in irgend einer noch erhaltenen Halle sich Schirm gegen Sturm und Wetter bieten.

Die Wanderer stiegen von ihren Rossen und betraten, beim Scheine der Blitze, den Eingang der Ruine. Minona hatte Guido's Arm genommen; sie zitterte heftig vor innerer Angst und kältender Nässe. Kaum aber war Guido mit den Jungfrauen unter Leitung des Führers, durch eine enge Pforte in einen weiten und bedeckten Vorplatz eingeschritten, so hörte er, wie dicht hinter ihnen eine schwere Eisenthüre in das Schloß geworfen wurde; ein durchdringender Pfiff erklang von der Stelle, wo sich der schottische Führer befand, und im nämlichen Augenblicke erfüllte sich die Halle mit Lichtesglanz. Ein Haufen bewaffneter Männer, unter der Anführung eines blassen, wild blickenden Jünglings, umringte die Eintretenden.

„Ewiger Gott, meine Ahnung!" schrie Minona auf, „das ist Henry Mac Green."

Guido hatte sein Pistol auf den treulosen Führer abgefeuert. Er sah diesen stürzen; allein zugleich wurde er selbst mit übermächtiger Gewalt von hinten zu Boden gerissen.

10.

Der Räuberhäuptling. Todesnähe. Hülfe.

„Bist du endlich in meiner Gewalt, du süß lockende Blume von Ontamore!" rief jetzt der bleiche Henry Mac Green, indem ein schnelles Feuer in seinem düstern Blicke aufloderte und er näher zu Minonen trat: „Du sollst mir nun nimmer entgehen und mir das einsame und unstäte Leben verherrlichen, zu dem mich mein Geschick verdammt."

„Welches Recht habt ihr auf mich, Henry Mac Green?" entgegnete Minona mit mühsam behaupteter Fassung. „Wie könnt Ihr es wagen, mich und meine Begleiter mit Gewalt zurückzuhalten?"

„Weches Recht?" lachte der Räuberhäuptling höhnisch auf, „thörichte Frage! Sieh diese Männer an, meine Freunde, alle erbietig, mit Blut und

Leben meinem Winke zu dienen! Ein jeder dieser Tapfern ist ein Grund meines Rechtes."

„Fürchte die Rache des Gesetzes und meines Oheims!„ sprach die geängstete Jungfrau mit fast versagender Stimme.

„Das Gesetz?" knirrschte Mac Green, indem er die Augenbraunen furchtbar verzog, „nun, mit dem wäre ich seit lange im Reinen! Und was Euern Oheim betrifft, den abtrünnigen Feigling, so kann ich ihn wohl verachten, aber nimmer fürchten."

Hierauf wandte sich der Häuptling zu einem seiner Genossen und flüsterte diesem einige Worte in das Ohr, welche der letztere mit einem bereitwilligen Kopfnicken beantwortete und sich entfernte.

Guido war indessen von denen, welche ihn hinterwärts niedergeworfen und seiner Waffen beraubt hatten, in so fern wieder frei gelassen worden, daß er, wenn auch von ihnen umgeben, doch wieder aufrecht auf seinen Füßen stehen konnte. Da hörte er plötzlich eine bekannte Stimme von einer Seite her leise zu ihm reden. Er sah hin und schauderte: es war der Doppeltgänger Samael, der dicht neben ihm stand und ihn mit seinem eigenen Antlitze ent=

gegenblickte. Im Aeußern sah er ganz den andern Räubergesellen ähnlich.

„Sprich ein Wort," so flüsterte der Gesandte des Abgrunds, „und im Augenblicke bist du mit deiner Geliebten aus der Gewalt dieser Bösewichter befreit. Sprich aus das entscheidende: ich bin dein! Kein Gram soll fortan auf Erden deine Stirn mehr umwölken!"

„Sprich aus das Wort, sprich aus!" so gellte es dem Jünglinge von der andern Seite her in die Ohren und es war ihm, als erkenne er die Stimme der schrecklichen Wahrmunda. In dem nämlichen Momente rauschte eine aufgestörte Nachteule über die Häupter der Versammelten hinweg durch die weite Halle.

Aber Guido's ganze Aufmerksamkeit wurde jetzt durch einen neuen Auftritt angezogen. Ein Mann, den er an seiner Kleidung für einen Priester der anglikanischen Kirche erkannte, trat, von einem Räuber begleitet, aus dem Innern des Gebäudes in die Halle. Der Mann ward bleich und zitterte sehr. Eine ungemeine Furcht schien sich seiner bemächtigt zu haben.

Henry Mac Green faßte mit Rauhheit Mino-

na's Hand und zwang die Jungfrau, mit ihm vor den Priester zu treten, der seinen Platz hinter einem, von Holz und Steinen, wie es schien, schnell gebildeten Altar genommen hatte. Guido, dessen Herz von tausend Regungen durchströmt, ungestüm pochte, suchte vergebens, sich näher an die Geliebte zu drängen. Die Umstehenden hielten ihn fest umschlossen.

„Hier steh ich und meine Braut!" herrschte Mac Green dem bebenden Geistlichen zu. „Gebt uns sogleich den Segen des Himmels, ehrwürdiger Herr, oder — blickt nur aufwärts — Ihr seyd in der nächsten Viertelstunde eine Leiche!"

Der Priester schlug ängstlich seine Augen empor und sah nun wie hart über seinem Haupte eine Schnur mit einer Schlinge schwebte. Ein zur Seite stehender Räuber war bereit, ihm, auf den ersten Wink des Häuptlings, die Schlinge überzuwerfen; zwei andere Bösewichter hielten das Ende der über einem Balken niederhängenden Schnur gefaßt, um sie dann mit dem Unglücklichen emporzuziehen.

Trotz diesen drohenden Anstalten schien der Geistliche, indem er von Henry Mac Green zu einem heiligen Akte aufgefordert wurde, plötzlich von dem ganzen

Gefühle seiner Würde beseelt. Er wandte ruhig sein Antlitz hinweg von den Werkzeugen eines schmählichen Todes; seine Wangen färbten sich mit einem lebendigen Roth; sein Blick erglänzte muthig und seine ganze Gestalt gewann eine stolze Haltung.

„Ich bin erbietig, Euch mit dieser Jungfrau zu verbinden," entgegnete er mit Ruhe und Würde, „allein nur in dem Falle, daß die Jungfrau selbst sich zu dieser Ehe willig erklärt. Zwang ist meiner Kirche, wie meinem Amte fremd. Ihr könnt den Leib tödten, doch die Seele nicht!"

„Nimmer, nimmer!" rief Minona laut aufkreischend und riß sich gewaltsam von der Hand des Häuptlings los, „nimmer werde ich nach freier Wahl die Gattin dieses Mannes. Das gelobe ich vor Gott, der uns sieht und richtet!"

Mac Green schäumte vor Wuth. Er winkte seinen Genossen; diese ergriffen den unglücklichen Priester. In diesem Augenblicke war es Guido'n gelungen, sich von den nächststehenden Räubern loszuwinden. Mit übermächtiger Gewalt drängte er sich durch den Kreis, der die Geliebte, den wilden Räuberhäuptling und den Geistlichen umschlossen hielt. Einige Räuber, die ihn ergreifen wollten, schleu-

derte er mit Riesenkraft zur Seite. Die Uebrigen starrten, von Erstaunen gefesselt, den kühnen Jüngling an, der es wagte, ihrem Herrn entgegen zu treten, dessen einmal entbundener Zorn keine schonende Rücksicht kannte, dessen Racheburst nur durch Blut gestillt werden konnte.

„Halt ein!" rief Guido mit Donnerton. „Welches große Werk ist es auch, geschützt von bewaffneter Uebermacht, einen wehrlosen Diener der Kirche zu vernichten, eine widerstandlose Jungfrau durch Zwang zu grämen! Solche That ist eines feigen, aber keines tapfern Mannes würdig."

Henry Mac Green starrte den Jüngling, der es wagte, ihn mit solchen schmähenden Worten anzureden, groß und verwunderungsvoll an. Seine buschichten Augenbraunen zogen sich düster zu den blitzesprühenden Blicken herab; seine Hand faßte krampfhaft nach einer der, in seinem Gürtel befindlichen, Pistolen. Die Räuber, welche den Geistlichen ergriffen hatten, standen überrascht mit der Hinrichtung an. Minona drängte sich ängstlich zu Guido und nahm, wie um Schutz flehend, dessen Hand.

Guido aber, zu dem Räuberhäuptlinge gewendet, fuhr fort:

„Glüht noch ein Funken von Ehrgefühl in deiner Brust, ist deine Seele nicht allem wahren Muthe fremd geworden: so kämpfe mit mir um den Besitz dieser Jungfrau, um das Leben des armen Priesters, der dich nie beleidigt. Laß mir Waffen geben! Sie mögen entscheiden!“

„Wie?“ entgegnete Mac Green, „ich sollte noch um ein Gut kämpfen, das ich bereits in meiner Gewalt habe? Ich bin kein solcher Thor! — Und wer bist denn du, daß du es wagst, mir Gesetze vorschreiben zu wollen? Bist du nicht selbst mein Gefangener? O, ich ahne!“ sprach der Häuptling mit verbissenem Grimme weiter und indem er das ergriffene Pistol aus dem Gürtel zog, „dein Herz hat sich versengt an den strahlenden Blicken dieser anlockenden Schönen; vielleicht hat eine freundliche Entgegnung dich zu der Tollkühnheit erdreistet, mit der du dich mir gegenüberstellst; aber — solche Wahnwitzige wie du taugen nicht ins Leben, ich fühle mich berufen, sie auszustoßen!“

Nach diesen Worten wollte Henry sein Pistol auf den ihn furchtlos anblickenden Guido abfeuern; doch ehe er dazu kam, stürzte ihm Minona mit verzweiflungsvoller Gebehrde zu Füßen.

„Schonung! Erbarmen!“ schrie die Jungfrau und hob ihre Hände flehend zu dem Räuberhäuptling empor. „Bei Allem, was dein Herz zu rühren vermag, bei der Gerechtigkeit des Ewigen, der dich sieht und einst richtet, beschwöre ich dich, laß ab von dem schrecklichen Vorhaben! Dieser Jüngling hat mir das Leben gerettet in gräßlicher Stunde, mein Herz ist an ihn gekettet mit den Banden unauflöslicher Dankbarkeit. Laß dich rühren und schone sein!“

Mit höhnischem Lächeln blickte Henry Mac Green zu der Jungfrau herab.

„So ist es wirklich!“ sprach er nach einigem Besinnen. „Du bist dem thörichten Knaben in Gegenliebe geneigt? Und ich sollte seiner schonen? Du selbst hast seinen Tod nun unvermeidlich bestimmt!“

Der Räuberhäuptling hob auf's Neue die mit dem tödtlichen Geschosse bewaffnete Hand. Da umschlang Minona im wilden Krampfe seine Kniee und rief:

„Kann denn nichts dich zum Erbarmen bewegen? Vermag keine Regung des Bessern dir Milde einzuflößen? Vielleicht läßt sich deine Schonung erkaufen! Ja, ich will dein seyn, ich will dir angehö-

ren um diesen Preis! Schenke dem Jünglinge Freiheit und Leben, und — nimm mich hin!"

„Nimmer, meine Minona, nimmer!" schrie Guido im gewaltigen Schmerze auf. „Entwürdige dich nicht länger vor diesem Frevler. Laß ihn mich tödten; ich fürchte nicht den letzten Augenblick!"

„Er verschmäht dein Opfer!" so wandte sich jetzt Henry Mac Green zu der fast bewußtlosen Minona, „auch ich verschmähe es. Du gehörst mir ohnehin an. Er stirbt!"

Henry's Pistol stand mit der Mündung auf Guido's Herz gerichtet. Da flüsterte Samaels Stimme wieder in das Ohr des Jünglings:

„Sprich aus das Wort! Sey mein! Sprich aus, und deine Gegner sollen dir zitternd zu Füßen sinken!"

„Sprich aus!" rauschte es mit Wahrmundens Stimme durch die Lüfte.

Guido verachtete die Lockungen der unterirdischen Macht, die sich seltsam in sein Leben drängte; unerschrocken blickte er dem Tod drohenden Gegner ins Auge.

„Lebe wohl, meine geliebte Minona!" rief er mit fester Stimme. Da blitzte es auf von dem

Geschosse des Räuberhäuptlings, der Donner der Entladung hallte furchtbar wieder durch das weite Gewölbe; aber Guido trat unverletzt aus der Dampfwolke hervor, die ihn umgab. Er hatte deutlich gesehen, wie in dem todbringenden Augenblicke eine weiße, duftige Kindesgestalt zwischen ihm und Henry's Waffe hindurch geschwebt war, seiner Brust zum Schilde dienend gegen die wirkungslos zu Boden sinkende Kugel.

„Was ist das?“ sprach Mac Green zähneknirschend. „Sind meine Waffen bezaubert, oder hat der Teufel sich gegen mich auf die Seite dieses Buben gewendet?“

Mit hastiger Wuth riß er einem seiner Untergebenen ein Pistol aus dem Gürtel und feuerte dieses, dicht vor Guido'n hintretend, auf dessen Brust ab; allein auch diesesmal blieb der Jüngling unverwundet. Nur seinen Blicken sichtbar, bildete wiederum der duftige Schatten eine undurchdringliche Scheidewand zwischen ihm und der Mündung des Feuergewehrs.

In halblauten, dumpfen Reden äußerte sich das Staunen der im Kreise umherstehenden Räuber. Mac Green hatte das abgefeuerte Pistol fallen las-

sen; ein gewaltiges Zittern bemächtigte sich seines ganzen Körpers; das Feuer seines Blickes erlosch und nur mit Mühe stammelte er, indem er krampfhaft Guido's Hand faßte:

„Ha, so bist du der, den das Geschick bestimmt hat, den bis jetzt unüberwindlichen Mac Green in der Blüthe seiner Jugend zu fällen? So hat es die Mutter vom Berge mir geweissagt in mitternächtlicher Stunde. Das erste Zeichen der Warnung ist eingetroffen. Laß sehen, ob die Macht des Geschickes meinem Willen widersteht?"

Auf einen Wink des Räuberhäuptlings wurde Guido mit dem Geistlichen hinweggeführt. Die ohnmächtige Minona brachte Henry Mac Green selbst, mit Hülfe eines seiner Genossen, in ein noch ziemlich gut erhaltenes Gemach des Gebäudes.

11.

Kerkerschaft. Befreiung. Wiederfinden.

Die Räuber, deren Aufsicht Guido übergeben war, führten ihn nebst dem schweigend und ruhig duldenden Priester durch einen langen, schmalen

Gang. Der Jüngling war im Innersten betroffen über des Häuptlings letzte Aeußerung und konnte sich den Sinn seiner Rede nicht erklären. Dabei mußte ihn das Loos der nun von ihm getrennten Geliebten auf das Lebhafteste beunruhigen. Tausend stürmische Zweifel durchzogen seine Brust; er sah kein Licht in dieser Nacht des Verderbens.

Man verschloß ihn nebst seinem Unglücksgefährten in einen engen Kellerraum. Wasser tropfte von den Wänden und benetzte ihre Füße; ein Modergeruch quoll ihnen beim Eintritt in das Gewölbe entgegen.

Die beiden Gefangenen hatten sich auf zwei steinernen Sitzen niedergelassen, welche, weit von einander entfernt, in den zwei entgegengesetzten Wänden des Gewölbes angebracht waren. Oben in dem höchsten Schwunge der Decke des Kellers befand sich eine Oeffnung, ohne Zweifel das Werk gewaltsamer Zerstörungen von außen oder der Alles vernichtenden Zeit. Durch diese Oeffnung schoß der Regen in Strömen herein; die hellleuchtenden Blitze des noch immer dauernden Gewitters sandten zum Oeftern ihren glänzenden Schein in den Kerker und gaben dann den zwei Eingeschlossenen Gelegenheit,

den ganzen Umfang ihrer schrecklichen Lage zu erkennen.

Guido blieb in sich gekehrt und sprach kein Wort. Eine dumpfe Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt. Der Priester dagegen ergoß sich mit aller Inbrunst eines Gott und seine Vorsehung verehrenden Gemüthes in laute, feurige Gebete, welche theils um Erlösung aus der Macht der Bösewichter, theils um deren Besserung und Verzeihung an dem Throne des Ewigen flehten.

Plötzlich unterbrach der Geistliche sich selbst in seiner Andacht und sprach mit ermahnender Stimme zu Guido, dessen innerer Schmerz um die Geliebte sich in ein lautes und heftiges Weinen aufgelöst hatte:

„Warum vergießest du Thränen und ergibst dich der Verzweiflung? Sind nicht die Haare gezählt auf deinem Haupte von dem Allmächtigen und kann auch ein einziges von ihnen verloren gehen, ohne seinen Willen? Vertraue auf ihn! Im festen Vertrauen auf Gott stärkt sich deine Seele und ermuthigt sich, das Gräßlichste zu ertragen. Siehe! von Natur bin ich furchtsam geboren; durch frühe Erziehung den Wallungen des Muthes entfremdet wor-

den. Ich habe gezittert in Gegenwart der mordsüchtigen Bösewichter, die Gluth meiner Wangen hatte sich in Todeskälte verwandelt: so mußte sich der Körper der Macht der Natur und Gewohnheit unterwerfen; allein die Seele behielt ihre Selbstherrschaft, des nahen Todes Schrecken konnten sie nicht beugen."

„Glaubt ihr, ich fürchte den Tod?" entgegnete Guido, indem er gewaltsam seine Thränen und sein Schluchzen unterdrückte. „Ich dächte, ihr hättet euch vom Gegentheil überzeugen können. Aber Leben und Ehre der Geliebten sind in der Gewalt eines rücksichtlosen Bösewichts: das ist mehr als Tod!"

Der Priester seufzte und erwiederte langsam und halblaut, wie in sich selbst hinein sprechend:

„So hat auch dich die Liebe bethört? Wie viele unglückliche Opfer wird noch diese Leidenschaft machen!"

Mit diesen Worten war die Unterredung der beiden Unglücksgefährten geendigt. Der Regen und das Gewitter hatten indessen aufgehört. Freundliche Sterne sandten vom heiter gewordenen Himmel ihre grüßenden Strahlen herab und verbreiteten eine schwache Dämmerung in dem unterirdischen Gemache.

Es wurde nach und nach ganz stille; selbst der Sturm legte sich und man hörte nicht mehr das Rauschen der von ihm bewegten Bäume. Bald bemerkte Guido, daß der Geistliche eingeschlummert war. Er bewunderte des Mannes geistige Herrschaft über sich selbst, ohne sie nachahmen zu können.

Die Pforte wurde jetzt geöffnet. Schweigend stellte ein Räuber Speise und Trank auf einen in Guido's Nähe befindlichen Steinblock und entfernte sich wieder, indem er die mitgebrachte Leuchte zurückließ und das Schloß der Thüre sorglich von aussen verschloß. Der Priester war durch dieses Geräusch nicht erweckt worden.

Trotz der großen Erschöpfungen, welche die nächste Vergangenheit mit sich geführt hatte, fühlte Guido keine Neigung, etwas von der überbrachten Speise zu genießen; allein ein plötzlicher, brennender Durst bewog ihn, das Trinkgefäß zu ergreifen und dieses zum Munde zu führen. Da rauschte mit einemmale ein lichter Luftzug durch das Gemach; die Leuchte erlosch und es bildete sich alsogleich ein seltsamer Lichtesschein, in welchem der Jüngling die ätherische Gestalt seines Schwesterleins erkannte. Die Gestalt

drohte abwehrend mit der Hand; zu Guido drangen in melodischem Laute die Worte:

„Trinke nicht, Bruder! Gift ist in diesem Gefäße.“

Schaudernd ließ Guido die Hand mit dem Becher sinken. Die Gestalt aber lächelte freundlich zu ihm hin und sprach weiter:

„Folge mir! Ich will dich retten und alle, die hier unschuldig leiden.“

Die Gestalt bewegte sich nach dem Eingange des Gefängnisses. Die Pforte sprang von selbst auf. Hierauf deutete das glänzende Wesen nach dem schlafenden Priester. Guido verstand den Wink. Er erweckte den Unglücksgefährten und flüsterte dem Staunenden zu:

„Eilt! Gottes Allmacht hat die Pforten unseres Kerkers gesprengt. Laßt uns fliehen: es ist kein Augenblick zu verlieren!“

Halb schlaftrunken folgte der Geistliche dem Jünglinge, dessen Gewand er gefaßt hatte, durch den aufwärts führenden Gang. Weit voran, dem Priester durch den ihm vorschreitenden Guido verborgen, schwebte wie ein lichter Punkt die wunderbare Gestalt und erhellte den Pfad. Durch die

Dämmerung hindurch, welche die ringsum befindlichen Gegenstände umgab, erkannte Guido am Boden liegend die Räuber, in einem tiefen Schlummer versunken. Von dem wunderbaren Führer geleitet, trat er nebst seinem Gefährten bald durch eine Spalte in der Mauer des Gebäudes in das Freie. Der Vollmond ergoß sein Licht über sie und die seltsam gestaltete Felsengegend. Der Priester schien das ätherische Wesen des rettenden Schwesterleins nicht zu bemerken, sondern diese Hülfe in großer Noth der unmittelbaren Einwirkung einer gerechten Vorsehung zuzuschreiben. Er sank auf die Kniee und dankte im heißen Gebete dem Allmächtigen.

Des Schwesterleins Lichtgestalt befand sich jetzt dicht neben Guido.

„Und Minona?" sprach dieser in ängstlicher Frage zu dem hülfreichen Wesen.

„Harre!" lautete die Antwort und der holde Schutzgeist war verschwunden. Aber schon nach wenigen Minuten kamen auch Minona und die arme Jenny aus dem Gebäude und gesellten sich zu den bereis Befreiten.

„Wir sind gerettet!" sagte Minona, indem sie freudig Guido's Hand ergriff, „ein wunderbares

Kind hat die Pforten unsres Gefängnisses gesprengt, mit seligen Worten mir deine Befreiung verkündet und uns hiehergeleitet. Allein wo ist der freundliche Engel? Vor meinen Augen ist er verschwunden!"

Auch Guido sah sich vergebens nach der wohlbekannten Lichtgestalt um; er konnte sie nirgends erblicken, doch war es ihm, als erhebe sich in diesem Augenblicke ein sanft glänzender Punkt zu dem Gewölke des Himmels empor und verliere sich in die unendlichen Räume der fernen Milchstraße. Er umarmte froh die Geliebte; sie duldete es schweigend.

Der Glanz des Mondes zeigte den Entflohenen einen gebahnten Pfad. Auf diesem eilten sie in flüchtigen Schritten von dem Aufenthalte der Bösewichter hinweg. Bald waren sie wieder in jener Felsengegend, wo sie das Gewitter überrascht hatte, und fanden hier zu ihrer großen Freude ihre angebundenen Pferde wieder, und noch überdem das Roß des treulosen Führers, welches auf Guido's Zureden der Geistliche bestieg. Man kam jetzt, da das helle Licht des Vollmondes alle Windungen und abschüssigen Stellen des Felsenpfades unterscheiden ließ, ohne sonderliche Beschwerde vorwärts. Der

Priester war der Gegend genau kundig. Als ihm Guido vertraut hatte, daß er mit seinen zwei Gefährtinnen nach Schloß Ontamore gedächte, schien er sehr erfreut. Auch er, so lautete zugleich seine Aeußerung, habe im Sinne gehabt, den wackern Mac O'Naugh, mit welchem er einst in Oxford studirt, zu besuchen, als er von jenen Räubern überfallen und in ihre Schlupfwinkel geschleppt worden sey. Minona war entzückt, da sie einen Freund ihres Oheims in ihrer Nähe wußte. Sie schloß sich mit vielem Vertrauen an Mr. Matters, wie sich der Geistliche nannte, an und gab sich diesem gern als Nichte seines Jugendgenossen zu erkennen. Während beide sich über den frohen Empfang unterhielten, der ihrer im Schloß Ontamore bei dem guten Oheim und der lieben Hannah warte, konnte sich Guido des Gedankens an jenes schreckliche Ereigniß nicht erwehren, welches ihn und Minonen von jenen getrennt, und dessen Opfer ohne Zweifel Hannah und ihr Vater geworden waren. Welche Prüfung, welches Leiden stand nicht der armen Minona statt des geträumten schönen Wiedersehens bevor! So dachte der Jüngling; aber jene Macht, welche der

Menschen Schicksale mit dem Hauche ihres Odems beherrscht, hatte es anders geordnet.

Bei dem schnellen Trabe, zu dem man, so viel es der ungleiche Boden erlauben mochte, die Rosse angetrieben hatte, langte man mit dem Aufgange der Sonne in einem kleinen, mit nur wenigen Hütten bebautem Thale an. Hier verweilte man nur so lange Zeit, als nöthig war, einige Erfrischungen zu genießen und die ermüdeten Rosse durch Ruhe und Nahrung zu stärken.

„Zwei Wege führen von hier", so sprach der Geistliche, indem die Wanderer ihre Pferde zur Abreise antrieben, „nach Schloß Ontamore. Auf dem einen berühren wir mehrere Dörfer und einzeln gelegene Höfe; allein erst morgen gegen Mittag dürften wir auf diesem das Schloß erreichen. Der andere bringt uns auf engen Gebirgspfaden durch einsame und unbewohnte Gegenden, wenn wir rasch fürbaß ziehen, mit dem Untergange des Tagsgestirns zu dem ersehnten Ziele."

Alle stimmten für den letztern. Man war überzeugt, vor den Räubern einen hinlänglichen Vorsprung zu haben, um nichts mehr von ihren Nachstellungen fürchten zu müssen, besonders wenn man

in der geraden Richtung des Gebirgspfades sich immer weiter von ihrer Lagerstätte entfernte. Ueberdem beging man die Vorsicht, vor den Augen der Thalbewohner den erstgemeldeten Weg einzuschlagen und erst später, in einiger Entfernung von den Hütten, sich auf einem, dem Priester wohlbekannten Seitenpfade nach der erwählten Felsenstraße zu wenden.

Hier hatten die Reisenden Gelegenheit, die Natur in ihren furchtbarsten Gestaltungen zu erschanen und zu bewundern. Felsen über Felsen thürmten sich empor, neben ihnen gähnten furchtbare Tiefen und Klüfte. Oft mußte man auf schwankenden Holzbrücken, kaum breit genug für einen Wanderer, über die schauerlichsten Abgründe, in deren unabsehbaren Schlünden wilde Berggewässer in tobenden Fällen herniederrauschten. Gegen Mittag betrat man die höchste Gegend des Gebirgs, wo einiger Schnee den Pfad verbarg und dieser nur durch Holzstäbe, welche von Entfernnng zu Entfernung eingepfählt waren, sich bemerkbar machte. Hier that sich eine weite Aussicht vor den Blicken der Reisenden auf. Ueber tieferliegende Berge, Thäler, Felder, Seen und Flüsse hinweg übersah man die

ganze Breite des schottischen Eilandes von einem Meere zum andern. Minona und Guido theilten ihr Entzücken. Der Priester sprach tiefempfundene Worte über die unbegrenzte Macht des Ewigen.

Nicht ohne Beschwerde eilten die Reisenden aus der Region des ewigen Schnees herab. In einer einsamen Köhlerhütte genossen sie einige Ruhe, deren besonders die Dienerin Jenny benöthigt war. Man erwärmte sich am lodernden Feuer und vernahm mit großer Freude, daß die Entfernung von Schloß Ontamore nur noch einige Stunden betrage. Ob aber Mac O'Naugh mit seiner Tochter dort angelangt sey, wußte der Köhler nicht zu sagen.

Von Sehnsucht getrieben ermahnte Minona bald zur weitern Reise. Guido gab seufzend ihrem Drängen nach und auf minder beschwerlichem Pfade zogen nun die Wandrer ihrem Ziele entgegen. Man stieg in ein freundliches Thal hinab. Nach und nach schwanden die mächtigen Felsenwände. Am Rande eines Baches, zwischen aneinander drängenden, grünbebuschten Hügeln lief der Pfad in Schlangenwindungen hindurch. Plötzlich traten die Hügel zu beiden Seiten zurück, die Gegend öffnete sich und in einem weiten Thalkessel lag auf einem schroff

aus der Fläche emporsteigenden Felsen, dessen Grund ein breiter Fluß umspülte, vom Glanze der Abendsonne übergossen, vor den Blicken der Reisenden — Schloß Ontamore.

Alle waren von dem unerwarteten Anblicke überrascht. Minona stieß einen Schrei des Entzückens aus; denn von der hohen Warte des Schlosses wehete die blaue Fahne herab, ein Zeichen, daß der Besitzer dort verweile. Die Rosse wurden zum flüchtigsten Laufe gereizt. Allen voran flog Minona den Felsenpfad zu dem Aufenthalte der ersehnten Lieben hinan. Träumerisch folgte Guido. Er konnte sich Mac O'Naugh's und seiner Tochter Rettung aus jenem furchtbaren Schiffbruche nicht erklären; sie, trotz des beruhigenden Zeichens, kaum glauben. Da wurden mit einemmale seine Zweifel gehoben, denn aus dem Thore des Schlosses trat Hannah mit ihrem Vater der theuern Freundin und Verwandtin entgegen. Minona sank in Hannah's Arme.

„So lebst du?" rief diese erstaunt.

„Willkommen, du Todtgeglaubte!" sprach mit hoher Freude der Oheim. „Welche Macht stand dir bei, als wir dich von den Wellen des Meeres verschlingen sahen?"

„Hier ist mein Retter, entgegnete Minona, indem sie auf Guido deutete.

Mit schamerglühten Wangen trat dieser näher. Mac O'Naugh und seine Tochter überschütteten ihn mit Aeußerungen ihres innigsten Dankes. Da kam auch Mr. Matters, der Geistliche, herbei. Sogleich erkannte der Besitzer des Schlosses in ihm seinen lange vermißten Jugendfreund. Das Wiedersehen der beiden würdigen Männer war höchst rührend; sie konnten der langen Trennung nicht ohne Thränen gedenken.

Sämmtliche Bewohner des Schlosses nahmen die verloren gegebene Minona mit lautem Jubel auf. Alle Diener liebten und ehrten sie; alle wurden von ihr mit Güte und Freundlichkeit behandelt.

Die Abendsonne sank jetzt hinter den benachbarten Bergen nieder, aber die Sonne der Freude und des Glückes stieg an dem Horizonte des Familienkreises auf Schloß Ontamore empor.

12.

Der Ueberfall.

Mac O'Naugh war mit seiner Tochter Hannah in der That bei jenem Schiffbruche glücklich an das

Land geworfen worden. In der nahen Küstenstadt fand er Freunde, welche ihm die Bestätigung der angenehmen Nachricht gaben, daß der Hof von London ihm seine früheren Verbindungen mit dem Prätendenten verziehen habe und ihm die Mittel an die Hand gaben, zu dem Schlosse seiner Väter zu gelangen. Hier betrauerte er und Hannah mit tiefem Schmerze den Tod der geliebten Minona, als diese plötzlich mit ihrem Retter erschien und freudiges Leben auf Schloß Ontamore einführte.

Guido war jetzt kein Fremder mehr in dem Kreise der schottischen Familie. Man behandelte ihn wie einen theuern Verwandten und auch Minona barg gleich am Tage der Ankunft nicht mehr so ängstlich die liebevolle Neigung, welche sie gegen ihn hegte, als sie das früher gethan hatte. Mr. Matters hatte viel im Geheim mit seinem alten Freunde O'Naugh zu reden und so blieben die drei jungen Leute sich selbst überlassen. Die Abendstunden flogen im süßen Gespräch vorüber; entzückt erkannte Guido, daß er geliebt sey. —

Mit glücklichen Träumen spielte seine Phantasie, als er auf dem weichen Nachtlager die so nöthige Ruhe gefunden hatte. Da war es plötzlich, als

streiche eine kühlende Zugluft über sein Antlitz: er erwachte. Vor ihm stand des Schwesterleins wohlbekannte Lichtgestalt.

„Guido, deine Seele ist gerettet!" flüsterte sie mit sanfter Flötenstimme. „Du hast den Versuchungen widerstanden, die der unglückschwangere Augenblick deiner Geburt über dich verhängt hatte. Die Prüfung ist vorüber. Nimmer werden die Gewalten der Unterwelt sich wieder in dein Leben drängen. Du wirst glücklich werden mit Minonen! Jetzt aber erhebe dich und eile, die Geliebte aus Feindeshänden zu retten. Sie schwebt in augenblicklicher Gefahr. Lebe wohl! Mich siehst du nie wieder!"

Die Lichtgestalt verschwand. Guido sprang rasch von seinem Lager auf. Es war ihm, als höre er ferne Stimmen und Waffengeräusch. Ohne weitere Ueberlegung warf er ein Gewand über, nahm sein Schwerdt zur Hand und eilte in den vor dem Gemache hinlaufenden Gang, nach welchem auch Minona's Zimmer ging. Hastig stürzte er einem Lichtschimmer zu, den er von fern erblickte. Wie ward ihm, als er die Geliebte erblickte, welche, gebunden und mit verstopftem Munde, von zwei fremden Männern fortgeschleppt wurde!

Auf sein mit Donnerstimme ausgerufenes „Halt!“ setzten die Männer ihre Last nieder. Einer von ihnen wandte sich gegen den Herbeieilenden, während der andere Minonen, die sich ängstlich von ihren Banden zu befreien suchte, bewachte. Guido erkannte seinen Feind, den Räuberhäuptling Mac Green.

„Bösewicht, du wagst es, in dieses Haus zu dringen?“ rief Guido und kehrte die Spitze des entblößten Schwerdtes wider ihn.

„Stehst du mir auf das Neue entgegen?“ knirschte wüthend Henry nnd zog einen scharfen Dolch. „Jetzt mußt du sterben, was auch die Mutter vom Berge gefabelt hat!“

In blinder Wuth stürzte Mac Green auf seinen Gegner los. Aber er erreichte ihn nicht; unbesonnen lief er in das gegen ihn gerichtete Schwerdt und fiel sterbend zu Guido's Füßen nieder.

„Die Mutter vom Berge hat doch recht gehabt!“ Mit diesen Worten hauchte er seine Seele aus.

Der Genosse des Räubers wollte fliehen, als er diesen sinken sah, allein die durch das Geräusch erweckten und herbeieilenden Schloßbewohner nahmen ihn fest. Mac O'Naugh und Hannah kamen herzu,

während Guido noch beschäftigt war, Minona's Bande zu lösen. In dem Gefangenen erkannte man einen Diener des Hauses, welchen Henry durch Bestechung vermocht hatte, ihm in der Nacht die Pforte zu öffnen und bei dem Bubenstücke behülflich zu seyn. Durch Hülfe eines Nachschlüssels waren sie in Minona's Zimmer gedrungen, hatten die Jungfrau im Schlafe überrascht und mit Gewalt fortgeschleppt. Henry's Leichnam wurde bei Seite gebracht, der treulose Diener in den Kerker geführt.

Jetzt erst erhielt die ohnmächtige Minona ihre Besinnung wieder. Ihr schönes Auge weilte dankbar auf Guido'n und ihre ersten Worte waren:

„Wie oft werde ich noch in Euch meinen Retter sehen!"

Dann fiel sie ihrer Freundin in den Arm und wurde von dieser und dem Oheim mit Liebkosungen überhäuft. Nachdem Guido sich überzeugt hatte, daß Minonens Gesundheit durch dieses Ereigniß nicht tief erschüttert worden, entfernte er sich still und suchte sein Zimmer. Hier brachte er die übrigen Stunden der Nacht mit Entwürfen für die Zukunft, mit Planen der Liebe zu.

13.

S ch l u ß.

Jetzt verging eine schöne friedliche Zeit den Bewohnern von Ontamore. Guido wußte, daß er wieder geliebt sey; doch scheuchte ihn eine, in Minonens Benehmen bemerkbare, Zurückgezogenheit, welche in den Stunden hohen Vertrauens plötzlich eintrat und das sonst heitere Wesen der Jungfrau in Trübsinn verkehrte, noch immer von der offenen Bewerbung um ihre Hand zurück.

Eines Tages erkundigte er sich bei Hannah's Vater nach der Mutter vom Berge, deren der todte Henry Mac Green auf eine so räthselhafte Weise gedacht hatte. O'Naugh antwortete:

„Das ist eine alte, wohl hundertjährige Frau, die eine Stunde von hier im Gebirge wohnt und der von Jedermann übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden, die sie jedoch immer zum Guten verwendet.“

Guido, dessen Leben so vielfach abentheuerlich bewegt worden war, konnte den Wunsch nicht unterdrücken, die Alte aufzusuchen und sie über seine Zukunft zu befragen.

Schon am Morgen des nächsten Tages richtete er seinen Weg ins Gebirg, nach der Hütte der Mutter vom Berge. Köhler, welche im Walde beschäftigt waren, hatten ihm den Pfad so genau beschrieben, daß er nicht irre gehen konnte. Er fand auch richtig die Hütte, allein sie war leer. Als er die seltsamen, in der Hütte befindlichen Geräthschaften betrachtete, bemerkte er einen auf dem, in der Mitte des Gemachs stehenden, Tische befindlichen Zettel. Er hob ihn auf und las folgende Worte:

„Fremdling aus Deutschland! Wann die Nacht des Wahnsinns von dem Lichte der Vernunft besiegt ist, dann wirst du das Glück deines Lebens erreichen. Sprich und begehre! Nur dem Klopfenden wird aufgethan!“

Guido sah ein, daß diese räthselhaften Worte an ihn gerichtet waren. Er nahm den Zettel mit sich und überdachte dessen Inhalt während des Rückwegs. So viel schien ihm klar, daß die Mutter vom Berge ihm den Rath gebe, um Minonen anzuhalten. Er beschloß ihrer Weisung, die so sehr mit seinen Wünschen übereinstimmte, zu folgen.

Bei seiner Ankunft auf dem Schlosse fand er die Familie zum Frühstück versammelt. Er wagte das

entscheidende Wort und offenbarte seine Liebe und sein Verlangen. Minona wurde bleich und sah zur Erde. Hannah blickte sie lächelnd an. Mac O'Naugh aber ging mit offenen Armen auf den Jüngling zu und sagte:

„Meinen ganzen Segen habt ihr. Auch Minona ist euch gut, wie ich glaube; nur von ihrem Bruder in Deutschland hängt das Uebrige ab."

„Wie, Minona hat einen Bruder in Deutschland?" fragte betroffen Guido.

„Sie selbst ist eine Deutsche;" entgegnete Mac O'Naugh.

„Ja, ich bin eine Deutsche", sagte jetzt Minona, indem sie ihre Blicke zärtlich zu Guido erhob, „aber ich bitte euch, fragt nicht nach meinem Familiennamen, bis ich die erwünschten Nachrichten von meinem Bruder erhalte. Ich hoffe, sie werden günstig seyn: mein Herz ist längst euer Eigenthum."

Guido war beglückt durch diese Erklärungen. Was konnte der fremde Bruder seinen Wünschen entgegenzusetzen haben? In Träumen der schönsten Zukunft wiegte sich seine Seele. —

Aber viele Wochen vergingen und keine Briefe

aus Deutschland kamen. Guido wurde unruhig und unmuthig. Um sich zu zerstreuen gab er sich jetzt oft dem Vergnügen der Jagd hin. Im Schlosse hatte er keine Ruhe; auch Minona's Benehmen wurde täglich ängstlicher und gespannter.

Eines Abends spät kam er von der Jagd zurück. Als er in das allgemeine Gesellschaftszimmer trat, kam Minona freudig auf ihn zu, einen jungen, bleichen Mann an der Hand.

„Hier ist er selbst, hier ist mein Bruder!" rief sie mit jubelnder Stimme dem Geliebten entgegen; „er bringt uns seine Liebe, seine Einwilligung!"

Guido starrte den Bruder Minona's regungslos an. Er erkannte den einstigen Bräutigam seiner Schwester in ihm, der, durch die Folgen jenes Falls aus dem Wagen, in Geisteszerrüttung gerathen. Alles klärte sich jetzt auf. Minona wußte Guido's frühere Schicksale und wie er die unschuldige Ursache von dem Unglücke ihres Bruders geworden sey. Deshalb war sie zurückgezogen gegen ihn geblieben, bis die Leidenschaft sie überwältigt; deshalb hatte sie ihren Familiennamen verschwiegen; deshalb Nachricht von des Bruders, bereits begonnener, Wiederherstellung und dessen Einwilligung ha-

ben wollen. Mac O'Naugh's Schwester war an einen Deutschen verheirathet worden. Nach ihrem und ihres Gatten Tode blieb der Sohn bei einem väterlichen Verwandten in Deutschland; die Tochter wurde von dem Oheim in Schottland übernommen.

Welche süße Empfindung war es für Guido, eins der Opfer seines Unsterns gerettet zu sehen. Er umarmte den Schwager mit Entzücken. Mit freiem, liebenden Gefühl konnte er nun die Geliebte, die Braut an seine Brust drücken. Die Weissagung der Mutter vom Berge war erfüllt. —

Nicht Guido und die holde Blume von Ontamore allein, begleitet von dem Segen Mac O'Naugh's, gingen zu dem Traualtare. Auch Minona's Bruder fand in der gutmüthigen Hannah den nie gehofften Ersatz für die verlorene Braut. An einem Tage wurden die zwei glücklichen Paare, in der Schloßkapelle von Ontamore, durch den würdigen Mr. Matters, zur vereinigten Wallfahrt durch das Leben verbunden. Alle aber blieben in Schottland und verschönten die letzten Lebensjahre des würdigen Mac O'Naugh Ontamore.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bei demselben Verleger ist erschienen:

Osmond, oder der Sturm der Leidenschaft. Ein Roman. Frei nach dem Engl., von Georg Lotz. 2 Thle. 8. 1823. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

Unter andern sehr vortheilhaften Recensionen im Conversations- und Literaturblatt, sagt der Recensent im literarischen Beiblatt Nr. 5. zum Weimarschen Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Moden 1823, unter andern in Bezug auf einen der darin vorkommenden weiblichen Charactere:

„Diese Rose vermochte nur eine geübte, sin„nige Meisterhand aus den Blättern und Blätt„chen eines geheimnißvoll zart gewebten Frauen„herzens, nach allen Gesetzen der feinsten Psycho„logen-Architektonik, so schöpferisch zu bilden. — „Ich hätte deshalb auch auf eine Frauenhand „schließen mögen, wenn das Vorwort nicht von „einem Verfasser spräche — so zart glücklich sind „die feinsten Herzfasern eines innigen Frauen„Liebelebens in all' ihren Schwingungen, von dem „ersten süßen Beben bis zum herzzerreißenden Ton „der Verzweifelung, belauscht."

Und am Schlusse: „Dieser Roman ist übri„gens bis in die kleinsten, scheinbar unwesentlich„sten Theile hinab mit einer Liebe und Meister„Sorgfalt gearbeitet, wie sie eines Walter Scott „nicht unwürdig wäre, und verdient mit vollem „Rechte den allgemeinsten Beifall, den das Ori„ginal in England gefunden hat. Ich möchte die „Erscheinung ungemein nennen, so begreif' ich auch „die gerechte Würdigung mit ein, die dem Bear„beiter des englischen Werkes, Hern Lotz, dies„mal gebührt ꝛc." —

Blumauer, K., Erichs Erzählungen im geselligen Abendkreise. 8. 1823.
1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Oehlenschläger, Tordenskiold. Drama mit Gesängen von G. Lotz. 8. 1823.
16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Egloffstein, Chr. H. von, die Brüderversöhnung, oder Ludwig und Heinrich, Landgrafen von Hessen. Ein histor. romantisches Gemälde der Vorzeit. 8. Mit 1 Kupfer.
1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — Kleine Romane, Gedichte und Erzählungen, mit 1 Titel-Steindruck u. Kpfr. 8.
1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Schmieder, Dr. K. Ch., Mythologie der Griechen und Römer, für Freunde der schönen Künste, mit 33 Kupfern, 1 Attributen-Tafel und 2 Chärtchen von Griechenland und Italien. 8. 1821.
1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

— — Frau Holle, ein Volksmährchen vom Meisnerberge. 8. 8 gr. oder 36 kr.

Schönwerk, H., Denk an mich. Kränze der Liebe und Freundschaft gewidmet. Stammbuchs-Aufsätze aus den vorzüglichsten Schriften der besten Classiker. 12. mit Kupfrn. 1823. Fein Papier 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

dasselbe ord. Papier 12 gr. od. 54 kr.

Wilhelmi, P., Ausflüge nach dem Niederrhein, der Weser, Holland und dem Harz, mit Rücksicht auf Berathung angehender Fußreisenden. 8. 1822. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

17

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Döring, Georg,

Freikugeln Prosaische und poetische Schüsse in Erzählungen, Novellen und Gedichten

Kassel 1824

P.o.germ. 2054 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129392-5